

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1882.

N^o 35.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(8. Fortsetzung.)

Von der Battersea-Brücke, welche die Ufer der Themse mit einander verbindet, führt zur Linken eine breite wohlgebaute Straße zwischen den zur Stadt als Vorstadt gehörenden Ortschaften Chelsea und Fulham hin. Es herrscht daselbst kein großer Verkehr, aber für die Bewohner des clintonischen Landhauses gewährt diese Straße den Vorzug, daß die Aussicht auf den Verkehr der Brücke unverbaut geblieben ist und somit eine zuweilen, in Stunden, wo die Landleute hereinkommen, unterhaltende Schau bietet.

Da diese Straße am Landhause und am Park hart vorüberführt, so trägt sie zur Belebung und Sicherheit dieser Gegend bei. Luciens Wohngemach bestand in dem Eckzimmer des kleinen schmucken Gebäudes, von wo aus sie die Brücke zu einem Teile übersehen konnte, was ihre Einsamkeit in etwas minderte. Die ungenügende Erkenntnis der Ursache, Richards Fernbleiben betreffend, machte ihre Stimmung traurig. Sie selbst vermochte es nicht, sich darüber zu trösten und wenn hätte sie in diesem Hause Vertrauen sollen? Sie wußte und sah es ja, daß alle ihr feindselig gesinnt waren. Warum? Das blieb ihr freilich ein Geheimnis, nur Ruth konnte die Urheberin dieser Abneigung sein und doch sann sie vergebens darüber nach, aus welchem Grunde.

Sie hatte lange in dem Eckzimmer zugebracht, doch ohne eine Veränderung in ihrer trüben Stimmung zu empfinden. Sie blickte auf. Die Sonne hatte sich in den ersten Stunden dieses Vormittags noch garnicht gezeigt, es war stark neblig vom Flusse aufgestiegen, jetzt in wenig Augenblicken ward es licht, der Dunstkreis löste sich, wie von Blitzen durchzuckt, in flatternde Streifen und verschwand unter dem siegenden Zauber der Sonnenstrahlen. War es nicht, als hätte der Frühling eben jetzt sein leuchtendes Regiment angetreten? Der Februar war seinem Ende nahe, der Frühling hatte dem Verlaufe seines gewöhnlichen Erscheinens im letzten Drittel des März bedeutend vorgegriffen und dem ihm vorhergehenden Februar als guter Kamerad von seiner Milde mitgeteilt, damit dieser den Erdbewohnern ebenfalls als freundlicher Besucher erscheine. Ueberfloß auch das Sonnengold den lichten Besucher. Ueberfloß auch das Sonnengold den lichten Strom und seine noch kahlen Ufer, so hatte doch die Lust immer noch jene eindringliche Kühlung, welche an den Winter erinnert und deswegen begab sich Lucie, welche ihrer Gewohnheit nach

einen Gang in den Park zu machen beabsichtigte, in ihr diesem zugewendetes, also auf der Rückseite des Hauses belegenes Schlafzimmer, um sich einen Shawl zum Schutze des Halses zu holen.

Sie fand, wie das stets bei gutem Wetter gebräuchlich war, die beiden Fenster offen. Der Shawl war bald um den Hals geschlungen und schon wollte sie das Zimmer verlassen, als sie unter den Fenstern sprechen zu hören glaubte. Auf dem den ganzen Fußboden überdeckenden dicken Teppich war ihr Schritt nicht zu hören, sie trat also an eins der Fenster, ohne von den unten Sprechenden bemerkt zu werden.

Wer sie waren, blieb ihr nicht unbewußt, sie erkannte sie an ihren Stimmen. Die männliche mit dem grölzenden Tone gehörte dem ehemals ruhmreichen Preisboxer, die andere war eben so unschwer zu erraten. Miß Ruth besaß ein etwas hohes Organ, an das, wenn man es einmal gehört hatte, man sich sofort wieder erinnerte. Beider Sprechen war hin und wieder fast leise, indes das, wovon sie redeten, mußte sie sehr lebhaft beschäftigen, denn sie sprachen dann verständlicher und dies ward die Ursache, daß Lucie über den Gegenstand, den beide miteinander verhandelten, ins Klare kam.

John nannte ein parmal Sir Richards und der jungen Lady Bally Namen, wobei Ruth zu lichern sich veranlaßt fand. In diesem Gefiche lag nichts Gemütliches, vielmehr etwas Gemeines, Schadenfrohes. Daß aber auch sie, Lucie, dabei beteiligt sein müsse, erfuhr sie zu ihrer keineswegs freudigen Ueberraschung. John hatte ihren Namen „Mistress Philipp“ genannt und Ruth äußerte laut auflachend bei dessen Wiederholung: „this German how she will wonder!“

Kurze Wochen früher würde Lucie kaum einzelne Worte dieses Zwiegesprächs verstanden haben, aber der Unterricht, den sie durch Mistress Stanhope genossen und der Eifer, den sie selbst bei Erlernung der englischen Sprache angewendet, hatten es ihr möglich gemacht, die Besprechung der beiden Personen so ziemlich richtig aufzufassen, und war ihr das Hauptverständniß dessen, was gegen sie im Werke sei, auch entgangen, weil die beiden anfänglich leise miteinander gesprochen, so entnahm Lucie doch aus Ruths spöttlich lachender Bemerkung, die im Deutschen nichts anderes heißen würde, als: „Diese Deutsche

wird sich wundern!" daß sie etwas sehr Unangenehmes zu erwarten habe. Und heftig erregt von der Furcht, daß ihr Schlimmes bevorstehe, verließ sie, da die unten Sprechenden an der Hauswand entlang gegangen und in einer der Hintertüren eingetreten waren, ebenfalls ihr Schlafzimmer und schritt dem Parke zu.

An der Haustür gefellte sich ein Freund zu ihr, der es herzlich treu mit ihr meinte. Das war der Dimor, die große Dogge, welche Sir Richard in Ruhestand versetzt und zur Obhut des Landhauses und des Parks dem zugleich als Gärtner fungirenden Nachtwächter übergeben hatte. Der Hund unterließ es niemals, Lucie zu begleiten, und wenn sie in ihre Wohnung zurückkehrte, sie bis an die Treppe zu bringen, als müsse er sich die Ueberzeugung verschaffen, daß ihr kein Leid zugestoßen sei und man ihm den Vorwurf leichtsinniger Führung nicht machen könne. Von diesem rechtschaffenen Vierfüßler geleitet, ließ Lucie sich, nachdem sie einen Spaziergang unter der Kiefernpflanzung gemacht hatte, auf dem Rückwege nach dem Hause auf eine Bank nieder, wo die Sonne ihr nicht unmittelbar ins Gesicht schien. In der frischen Luft schien ihr die Brust leichter zu werden, demohngeachtet aber konnte sie sich nicht von der sie bedrückenden Ahnung eines Unheils frei machen, das sich ihr gewaltsam aufgedrängt hatte. Die Einsamkeit im Park war wohl beruhigend; das ängstende Denken aber, dessen Grund ihr unbekannt geblieben, verlor sich nicht.

Die große Schelle am Gartentore ließ weit in den Park hinein ihren Klang vernehmen, er regte sie jedoch nicht an, sich von der Bank zu erheben. Der vor ihr liegende Hund hob zwar ein wenig den Kopf, legte ihn aber gleich wieder auf seine Vorderpfoten nieder. . . ein Zeichen, daß der Einlaßbegehrende ihn nicht sehr interessire. Noch keine Viertelstunde war verlossen, als sie mehrerer Schritte nahen hörte und der Hund sich aufsezend, ein kurzes Gebell erhob.

"Mein Himmel, wer kann das sein?" fragte sie sich. Wäre es Richard, Dimor würde freudevoll ihm entgegen springen."

Sie brauchte nicht lange auf die Lösung dieses Rätsels zu warten; aber zu ihrem größten Schrecken. . . Lord Clinton, Sir Richards Onkel, den sie am Hünengrabe in der deutschen Heide gesehen hatte, kam von einigen Dienern begleitet, langsamen Schrittes des Weges daher. Die Korpulenz dieses vornehmen Herrn hatte zugenommen, sein Gehen war ein sehr langsames, schwerfälligcs. Lucie war bei seinem für sie sehr unerschrockenen Anblick schreckhaft überrascht, denn er wäre gewiß der letzte gewesen, den sie hier erwartet oder auch nur mit einer Sylbe seiner gedacht hätte. Sein Erscheinen bedeutete ihr Uebles.

Sein fleischiges Gesicht, dessen Augen so zornvoll auf sie gerichtet waren, dessen Büge so gespannt sich wiesen, als wären sie aus unbeweglichem Stein geformt, prophezeiten ihr Schlimmes, daß sie sogar die unumgängliche Höflichkeitsform vergaß, sich von ihrem Sitze zu erheben. Sie befand sich im Banne jener Angst, welche der Sage nach, die kleinen Vögel überfällt, sobald eins der großen Schlangengeheuer nach ihnen züngelt.

Der dicke Lord blieb vor ihr stehen und blickte sie mit tiefster Verachtung an. "Sie gehören nicht hierher," hob er dann in einem mühseligen Deutsch an, denn man hatte ihm wahrscheinlich gesagt, daß sie das Englische eben so schlecht verstehe als sprechen könne, ein Umstand, der den edlen Herrn jedenfalls höchlich empörte; aber es ging aus dieser deutschen Anrede auch hervor, daß er sie kenne. "Ich habe bereits den Befehl gegeben, daß man Sie von hier entfernt. Ihr Hiersein ist ein Schimpf für den Namen Clinton. Ich als Haupt der hochangesehenen Familie dieses Namens dulde Personen Ihrer Art nicht."

"Herr. . . Herr!" fuhr Lucie empört auf. "Wenn es Ihrer Lordschaft beliebt, mich zu beleidigen, so weiß ich jemand, dem Sie dafür werden Rede stehen müssen. . . Sir Richard, Ihrem Neffen."

Der Lord blickte sie überrascht an, dann lief ein böses Lächeln über sein fleischiges Gesicht und er brach in die zornige Entgegnung aus: "Sind Sie toll? . . . Sie müssen es sein, wie könnten Sie sich sonst für beleidigt halten, weil ich Weiber Ihres Schlages verachte! Auf welche Art von Ehre sind Sie

stolz? Vielleicht, daß Sie Ihrem Manne entliehen und Ihrem Kinde eine nichtswürdige Mutter waren? . . . Pfui! Pfui!"

"Mylord!" stammelte Lucie totenbleich und krampfhaft nach der Banklehne greifend, um sich vor'm Umsinken zu wahren.

"Schweigen Sie!" befahl Lord Clinton, ihr somit jede Weiterrede abschneidend. "Ihnen steht kein Recht der Verteidigung zu." Nach einer Pause, in welcher der edle Herr sich von der Erschöpfung, in welche ihn der große Aerger über den Widerspruch, den er bei Lucien fand und die Anstrengung, sich in deutscher Sprache auszudrücken, versetzt hatte, einige Augenblicke lang erholt, sprach er gereizt: "An meinen Neffen haben Sie keinen Anspruch. . . Sie haben keine schriftliche Aufforderung von ihm, hierher nachzukommen. . . ich warne Sie daher vor jedem Versuche, ihm nochmals zu nahen. In wenigen Wochen ist er der Gemahl seiner Cousine Lady Vally Wollworth, merken Sie sich das. Die geringste Störung durch Sie in dieser Ehe würde auf meinen Antrag Sie der Polizei in die Hände liefern. Auch dürfen Sie nicht hoffen, daß Sir Richard noch die geringste Reigung für Sie hegt, in seinen Augen sind Sie das, was Sie in den meinigen sind."

Mit der Leichenblässe in Luciens Antlitz mischte sich ein schwankender Zustand, sie sank auf die Bank nieder. Ueberhäufung von Kränkungen und Schande wirkt nicht selten wie moralischer Todschlag auf denjenigen, der sich zu verteidigen unfähig fühlt und in diesem Falle befand sich Lucie. Vielleicht würde der eben geschilderte Auftritt sie nicht so tief niedergeschmettert haben, wenn sie sich daran erinnert hätte, daß die Seine Herrlichkeit umstehenden Diener trotz ihrer sie anglozenden Blicke keine Sylbe deutsch verstanden, doch an diesen wichtigen Umstand dachte sie nicht.

Nach einer Weile ließ Lord Clinton in etwas milderem Tone vernehmen: "Gehen Sie nach dem Festlande zurück, versuchen Sie dort Ihr Glück. . . vielleicht ist es Ihnen dort günstiger als hier zu Lande. Ich habe den Befehl gegeben, Sie noch vor Abend von hier fortzubringen. Am Strand werden sich Ihnen genug Gelegenheiten zur Ueberfahrt bieten."

Nach dieser schweren Anstrengung, sich verständlich zu machen, wandte er sich zur Rückkehr, indes eine Erinnerung veranlaßte ihn, nochmals sich zu ihr zu kehren, bei welcher Bewegung er ein Papier aus der Tasche zog und es auf die Bank warf, von der es jedoch herunterfiel. Einer der zunächst stehenden Diener wollte es aufheben, jedoch der Hund kam ihm zuvor und setzte seine Pfote darauf. Seine Lordschaft lachte über dieses dem Livreemenschen von dem Vierfüßler gespielte Prävenire, dann gab er seinen Leuten einen Wink ihm zu folgen.

Ihre Schritte waren schon lange nicht mehr zu hören, als Lucie sich aus der Letargie erholte, in welche dieser für sie so schimpfliche Vorgang sie versetzt hatte. Sie fühlte sich wie vom Fieber durchschauert, als sie in ihre Wohnung zurückschritt. Jetzt kannte sie die Bedeutung der vom schadenfrohen Lachen begleiteten Rede Ruths: Diese Deutsche wird sich wundern. Diese und der ausgerangirte Preisboyer hatten also darum gewußt, was geschehen sollte und schon im Voraus darüber gejubelt. Als sie in ihr Zimmer trat, war sie so sehr erschöpft, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, sie fiel abgespannt in's Sopha, denn sie bedurfte der Erholung. Es war kein Schlummer, der sie seltsam und ihr die Augen schloß, die Wirklichkeit dessen, was sie erlebt, hatte den Zustand der Unfähigkeit, klar zu denken, über ihr Fassungsvermögen gebreitet. Erst als dieser allmählich zu weichen begann, konnte sie wieder ihre Gedanken festhalten, nach und nach ordnen.

Sie bemerkte nun, was sie ganz unbeachtet gelassen, daß Dimor, ihr vierfüßiger Freund, an der Türe saß und eine seiner breiten Vorderpfoten auf ein weißes Papier gestellt hatte. Sie wußte, daß das Tier gern apportirte, es hatte das stets getan, wenn sie es dazu aufforderte. Ohne zu glauben, das von ihm bewahrte Papier könne eine Bedeutung haben, rief sie: "Bring's!" . . . es war ein wohlthuendes Bewußtsein, ein treu es mit ihr meinendes Geschöpf in ihrer Nähe zu sehen, in diesem Hause gab es für sie ja nur Feinde.

Limor bedurfte keines nochmaligen Befehls, das Papier mit den Zähnen fassend, trat er zu ihr an's Sopha . . . sie nahm es ihm ab. Es war ein Couvert ohne Adresse und ohne Siegel, nur durch eine Oblate geschlossen. Das erregte trotz ihrer schweren Gemütserschütterung ihre Neugier, besonders da sie zwischen Daumen und Zeigefinger es nehmend, zu bemerken glaubte, daß inwendig etwas Verschiebbares liegen müsse. Sie öffnete das Couvert und eine zusammengelegte Fünzig-Pfund-Note, dem ein kleiner Zettel von Postpapier beilag, kam zum Vorschein. Auf letzterem fanden sich die beiden Worte in deutscher Sprache: „Auf Nimmerwiedersehen!“ Sie erkannte Richards Handschrift. Mit einem halberstickten Schrei fiel sie an die Lehne des Sopha's zurück.

Der bitterste Hohn, die sie in den Schmutz der tiefsten Erniedrigung hinabstoßende Verachtung sprach sich in diesen Abschiedsworten aus und er, an dessen Liebe sie so fest geglaubt hatte, konnte ihr diesen Schimpf der Verworfenheit antun? Sie zitterte wie von Krämpfen durchrast. Und als ihre Augen auf der Banknote hafteten, verzerrten sich ihre Gesichtszüge zum Ausdruck wildester Leidenschaftlichkeit, die bis zum Gelächter sich steigerte. Eine größere Demütigung als das Darbieten dieser Ablohnungssumme hätte sie nicht treffen können . . . Hierin lag der Sammelpunkt aller auf sie möglichst zu häufenden Schmach.

„Vergeltung! Vergeltung!“ stöhnte sie fast in Zorn erstickend. In ihrem Hirn stieg ein Entschluß auf, den sie, wie es schien, in Ausführung bringen wollte. Die Fünzig-Pfund-Note in kleine Fetzen zerreißen und diese im Zimmer umher streuen erschien ihr als vollgiltigster Ausdruck ihres Hasses, und schon war sie im Begriff, das Wertpapier auf diese Weise zu vernichten, was, wie sie in ihrer Verblendung meinte, eine Antwort für ihn sein würde, deren Sinn er sich leicht ausdeuten könne; aber zur rechten Zeit erhob sich der Zweifel in ihrer Seele, ob er auch gewiß Kenntnis von ihrem Tun erhalten werde? Dieser Zweifel gewann in ihrer Ueberlegung bald so viel Uebermacht, daß sie von ihrer Absicht abstand . . . Die Fünzig-Pfund-Note blieb unzerissen und wurde von ihr zusammen mit dem Papier, das die beiden Abschiedsworte trug, in ein neues Couvert eingeschlossen und dies auf den Boden eines Kästchens gelegt, in dem sie ihre wenigen Schmuckgegenstände verwahrte, die sie mit herüber nach England gebracht hatte.

Nachdem sie dieses kleine Geschäft beendet, überließ sie sich einem langen Sinnen, welches sie jedoch so viele Ruhe gewinnen ließ, daß deren Einwirkung insofern von wohlthätigen Folgen für sie war, um ihr eine Selbstbeherrschung möglich zu machen, durch welche sie frei von Aufregung über ihre Zukunft nachdenken konnte. Ein heiteres Denken war es freilich nicht, weil das, was ihr heute widerfahren, zu jenen Erlebnissen gehörte, für die es kein Vergessen giebt. England zu verlassen, wurde zum Vorsatz bei ihr, in Deutschland hoffte sie mit Zuversicht, sich eine Stellung erringen zu können. Ihr erster Weg von hier sollte zu Mistreß Stanhope führen, von dieser würdigen Frau durfte sie mit Sicherheit den besten Rat für sich erwarten.

Der Nachmittag verging ihr sehr traurig, wie es in der Lage, in der sie sich befand, auch nicht anders möglich war. Ohne Hilfe hatte sie ihre beiden Koffer gepackt. Daß in dem Hause, aus dem sie nach wenigen Stunden hinausgewiesen werden sollte, bereits eine andere Ordnung eingetreten, empfand Lucie schmerzlich genug. Ruth war stets bei deren Mittagsmahl zu gegen gewesen, heute blieb sie demselben fern, ein Küchenmädchen besorgte den Tisch . . . die bisherige Herrin war in den Augen der Dienerschaft degradirt. Lucie durchwanderte dann die ihr bis heute gehörenden Zimmer, in denen sie sich in den ersten Wochen ihres Hierseins so glücklich gefühlt hatte, unbewußt rollten ihr schwere Tränen über ihre Wangen. Wie sie vom Unglück, welches jetzt auf ihr lastete, hart niedergedrückt wurde, so noch mehr von dem Schicksal, das ihrer künftig wartete. Das Ungewisse, von welchem die Hoffnung viel ferner liegt, als die Furcht, ängstet weit mehr und Lucie barg sich nicht, daß ihre Zukunft sicher eine sehr freudlose sein werde. Der Eintritt des Kommissionärs mit der Augen-

binde störte sie in dem traurigen Denken. Er meldete ihr, daß er nach Verlauf einer Stunde kommen werde, um ihr Gepäck auf's Schiff zu bringen. Sie antwortete nur mit einem Kopfnicken, worauf der Meldende sich rasch zurückzog.

Lucie bedurfte Zerstreuung, die Einsamkeit, in der sie sich befand, machte sie schauern. Sie eilte in das Eckzimmer, aus dessen Fenstern man die Aussicht auf die Battersea-Brücke hatte, welche vor Einbruch der Abenddämmerung stets lebhafteren Verkehr zeigt. Nach einer langen Weile rief sie lachend: „Sind alle diejenigen Glückliche, welche da auf der Brücke so eilig herüber- und hinüber fahren und laufen?“ Nach kurzer Pause gab sie sich selbst die Antwort: „Nein, nein, gewiß nicht Alle, die Wenigsten nur . . . sie wollen sich nur nicht die Nacht über den Hals kommen lassen. Mir geschieht ganz dasselbe, freilich in anderer Weise. Es ist bei mir eine Sache, die sich nicht vergessen läßt.“ Und wieder ließ sie eine Pause ihren Worten folgen, ein Ausdruck düstern Ernstes überlagerte ihr Gesicht und sie redete vor sich hin: „Wer kann's bestreiten, daß mir ein Tag kommen wird, an dem ich werde vergelten können!“ Und diese Hoffnung erhob ihren erschütterten Mut.

Als der Kommissionär mit ein par Tagearbeitern erschien und ihre Koffer an die Gartenpforte hinabtragen ließ, folgte sie ihnen mit fester Haltung aus dem Hause und durch den Vorgarten. Der Limor hielt sich immer vor dem Hause auf und begrüßte sie jetzt mit größter Freundlichkeit. Von ihm begleitet schritt sie durch die Pforte, aber der Saum ihres Oberkleides blieb am unteren Kiesel hängen. Um ihn loszumachen, mußte sie einige Sekunden verweilen und als sie sich aus der niedergebengten Stellung aufrichtete, fiel ihr Blick unwillkürlich auf die Front des Landhauses. Aus einigen dessen Fenstern schaute die wenige männliche und weibliche Dienerschaft ihr nach, welcher es ein ganz besonderes Vergnügen zu gewähren schien, die so bitter Gedemüthigte zu guterletzt noch zu verhöhnern. In dieser Kunst zeichnete sich Ruth vor Allen aus . . . ihr Gelächter erreichte Luciens Ohr.

Als wäre dies nicht der Fall gewesen, begab sich die Scheidende mit ruhigen Schritten, von ihrem vierfüßigen Freunde begleitet, ohne sich umzusehen, zu dem vor der Pforte stehenden Handwagen, auf welchen die Arbeiter eben die Koffer mit Stricken befestigten. War es nicht gerade, als nähme sie Abschied von dem treuen Tier, dessen mächtigen Kopf sie zwischen ihre Hände nahm und ihn zur höchsten Verwunderung des ehemals rühmreichen Preisboyers liebte und wenn dieser würdige Mann noch durch etwas in Staunen versetzt wurde, so bestand dies in dem heitern Lächeln, welches in dem blassen Gesicht der Ausgewiesenen sichtbar erschien.

John vermochte nicht sich zu erklären, wie es möglich sein könne, daß jemand, der hilflos in die Welt hinausgestoßen werde, noch ein Lächeln übrig habe . . . in einem solchen Momente! . . . das verwirrte ihn fast, obwohl er durchaus nicht zu den weicherzigen Leuten gehörte.

In ihrer Heimat kursirte der Aberglaube, daß, wenn man beim Verlassen eines Hauses, in dem man Uebels erfahren, Beleidigungen, Mißhandlungen, durch irgendwelchen Zufall am Ueberstreiten der Thür- oder Torschwelle gehindert werde, dies die Bedeutung habe, mit dem zurückgebliebenen Feinde oder Beleidiger später wieder zusammen zu treffen, um an ihm Rache nehmen zu können. Es war gewiß sehr begreiflich, daß ein derartiger Aberglaube in einem so heftig empörten Gemüthe, wie das Luciens, leicht Wurzel schlug . . . und sie lächeln konnte.

So rasch wie die Arbeiter mit dem Handwagen und der ihnen zur Seite schreitende Kommissionär den Weg nach dem zur Abfahrt bereit liegenden Schiffe zurücklegten, eilte Lucie mit ihnen vorwärts. Mit keinem Blicke hatte sie sich nach dem Landhause umgewendet. Sie war froh, von einem Orte fortzukommen, der, wie sie glaubte, ihr noch mehr Verderben bringend gewesen sein würde, wenn sie sich nicht in das über sie verhängte Geschick so ergebungsvoll gefügt hätte.

„Wo wollen Sie aufsteigen, Mistreß?“ fragte John, als sie das Schiff betraten.

„Billingsgate“, antwortete die Gefragte.

John hatte den Auftrag bekommen, Alles diese Fahrt Betreffende in Richtigkeit zu bringen.

Die rasch eintretende Dämmerung machte den Abend sehr trübe, über der rollenden Themseflut legte sich ein Nebel, der glücklicherweise nicht zu den dichten, undurchsichtigen gehörte, welche der Schifffahrt oft so viel Hindernisse bereiten, daß sie feiern muß. Das Kommandowort erscholl und das gut mit Lampenlicht erleuchtete Fahrzeug glitt mit den abwärts rollenden Wellen wie ein rüstiger Schwimmer die lange Wasserstraße dahin ins Herz der englischen Kapitale.

6. Eine neue Lebensbahn.

Aus der dichter werdenden Dämmerung glizerten die Lichter der verkehrreichen Häuserkomplexe an den Ufern fast unheimlich auf das den Strom deckende Dämmerlicht herüber. Die im Rufe der sichersten Führung stehenden Omnibus-Schiffe, zu denen dasjenige gehörte, unter dessen kleiner Passagier-Anzahl Frau Lucie sich befand, machten ihre Touren zu allen Tageszeiten und ihre Kapitaine waren auf dem Strome wie eingebürgert, weswegen auch selbst in dunkler Abendzeit der eingeborne Londoner kein Zagen empfand, sich ihnen anzuvertrauen. Der „Nelson“, so hieß das Fahrzeug, war ein flotter Schwimmer, er hatte bereits die Durchfahrten unter der Bauhall-, der Westminster- und der Waterloo-Brücke hinter sich, als Lucie an den Kapitain die Frage richtete: „Sir, kann man nach Belieben das Schiff verlassen?“

„Um, es kommt darauf an, wo Sie das wünschen, Miß.“

„Ich wünschte bei einer Freundin in Milford lane zu übernachten . . . wer weiß, wann wir uns je wiedersehen, und wer weiß auch, ob ich ein Schiff bei Cotham-House finde, das zu- fällig morgen nach Hamburg oder Bremen abgeht!“

„Das ist ungewiß, Miß“, antwortete der Kapitain . . . „gewiß aber ist, daß ich drei Personen bei Milford lane abseze. Eine bessere Gelegenheit können Sie nicht finden, sollte ich denken.“

„Großen Dank, Sir . . . Sie sind sehr gütig.“

Lucie war sehr erfreut, daß der Zufall ihren Wunsch, Mißtreß Stanhope besuchen zu können, so unerwartet erfüllte. Daß sie dem Kommissionär mit der Augenbinde seine Frage nach dem von ihr beabsichtigten Ausschiffungsplatze am Cotham-House angab, geschah allein deshalb, um jede Nachforschung nach ihr irre zu leiten.

Eine starke Viertelstunde später wurde Luciens Gepäck in der Milford-Gasse vor dem Hause Nummer 6 abgeladen.

Das Quartier „Strand“, in dem das frischeste Volksleben pulst, ist nicht arm an Lanes (Gassen), welche von den breiten Straßen entweder wie Bänder abzweigen oder diese mit einander verbinden. Das Haus Nummer 6 war ein ziemlich altertümlich und weiltäufiges, aber gut erhaltenes Gebäude von zwei Stock Höhe, dessen Vorder- und Hinterseite Ausichten gewährten. Die Fenster der Vorderseite waren dem Strome und dessen immer bewegtem Verkehr zugewendet und von diesen Fenstern aus präsentirt sich auch die Häusermenge auf dem andern Fluß-

ufer, sowie nach rechts und links hin der Blick auf die Waterloo- und die Blackfriars-Brücke angenehm beschäftigt wird. Die Hinterseite hat zwar nur die Aussicht auf die Gasse selbst, besitzt aber doch auch eine schmale schluchtartige Durchsicht in die breite Passage, welche überhaupt nur mit dem Namen „Strand“ bezeichnet wird.

Den Ausgang nach dem Flußufer hat die Milford-Gasse mit der Temple lane gemeinsam. Diese Gassen sind keineswegs wenig bewohnt, weil es viele Leute giebt, die teure Logis nicht bezahlen können und doch ihrer Geschäfte wegen sich gedrängt finden, in belebten Stadtteilen zu wohnen.

In Nummer 6 der genannten Milford lane wohnte Mißtreß Stanhope.

Sie war eben beschäftigt, ihren Tee einzunehmen, als sehr lebhaft an ihre Zimmertür geklopft wurde.

„Wer ist das?“ fragte sie.

„Jane, Jane. O bitte, gute Mißtreß, machen Sie auf. Sie bekommen eine Abmieterin . . . eine junge Dame mit zwei schweren Koffern, die mein Mann und unser Lowel herauftragen“, antwortete draußen auf dem Gange eine Frauenstimme.

„Das ist aber doch äußerst seltsam“, entgegnete die Mißtreß, die Türe aufriegelnd. „Es hängt ja noch kein Vermietungszettel an der Türe unten . . . ich als Vermieterin müßte doch etwas davon wissen; aber ich weiß nichts davon, ganz und gar nichts. Wie soll ich das verstehen?“

„Mißtreß, ich verstehe das auch nicht; aber es ist genau so, wie ich Ihnen gesagt habe“, antwortete die Frau. „Und da kommen auch schon mein Mann und der Lowel mit dem einen Koffer die Treppe herauf und hinter ihnen auch die junge Dame.“

Mißtreß Stanhope schritt bis zur Treppe vor, um die ihr angemeldete neue Abmieterin zu sehen; diese aber von dem Wunsche erfüllt, ihre von ihr sehr geschätzte Bekannte zu begrüßen, hatte den Blick nach oben zu derselben gerichtet und rief ihr zu: „Mißtreß Stanhope! Meine teure Freundin! Werden Sie mich ausweisen?“

„Was höre ich? Sie sind es, liebste Lucie?“ erwiderte die ältliche Dame freudevoll. „Wahrhaftig, das ist eine außerordentlich wunderbare Erscheinung für mich! Ausweisen? Was denken Sie von mir?“

„Diese gute Frau sagte mir . . . Lucie deutete auf die mit dem Namen Jane bezeichnete, welche auf der obersten Stufe neben der Mißtreß stand . . . Sie hätten ein sehr hübsches Zimmer mit Kammer zu vermieten, das vollständig zur Aufnahme eines Abmieters oder einer Abmieterin hergerichtet sei. Ich brauche ein Logis . . . wollen Sie es mir . . .“

„Auf die Treppe heraus zur Ansicht bringen?“ fragte die ältliche Dame lachend. „Nein, meine gute Lucie, das können Sie nicht von mir verlangen, dagegen schlage ich Ihnen vor, diesen sehr wichtigen Gegenstand mit mir beim Tee zu verhandeln. Wir werden da sicher zum Verständniß kommen, meine ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Iphigenie auf Tauris.

Von Dr. Richard Ernst.

(Schluß.)

Die griechische Sage, die wir im Auge haben, ist die Iphigenie-Sage. Als die griechische Flotte in Aulis lag, um wegen des Raubes der Helena nach Troja zu schiffen, harrete man lange vergebens auf günstige Winde. Agamemnon, der Heerführer, suchte vergebens, durch Opfer die ersehnten Winde zu ersehen. Da erklärte der Seher Kalchas, die Göttin Diana werde so lange die Winde zurückhalten, bis ihr Agamemnon seine Tochter Iphigenie geopfert haben werde. Denn die Göttin zürne dem Agamemnon, weil er einen ihr geweihten Hirsch getötet habe*).

*) Nach einer Variante hatte Agamemnon gelobt, die schönste Frucht des Jahres der Diana zu weihen. Als schönste Frucht des Jahres forderte Diana die Iphigenie.

Iphigenie wurde, begleitet von ihrer Mutter, zum Altar geführt, und schon war der Opferstahl gezückt, als Diana in einer Wolke Iphigenie nach Tauris in ihr Heiligtum entrückte. Statt der verschwundenen Iphigenie aber stand ein Reh oder eine Hirschkuh am Altar.

Auch dieser Sage ist der Stempel des Tendenziösen aufgeprägt. In greifbarer Form sollte damit die Lehre gegeben werden, daß die Mondgöttin Diana, welche besonders durch Menschenopfer verehrt wurde, sich mit dem guten Willen begnüge und das Tieropfer dem Menschenopfer vorziehe.

Die ersten Reime der Kultur, also auch ihre ältesten religiösen Vorstellungen, empfingen die Griechen vom Orient, indem

egyptische, phönizische und kleinasiatische Kolonisten die ersten Elemente der Zivilisation den ältesten Bewohnern von Griechenland übermittelten, worauf allerlei Sagen hinweisen, wie die von dem Ägypter Nekrops, dem die Gründung der Burg (Nekropia) in Athen zugeschrieben wird, oder von dem Phönizier Kadmos, der den Grund zur Stadt Theben gelegt und die Buchstaben-schrift, sowie die Kunst, das Erz zu schmelzen, nach Griechenland gebracht haben soll. Auch die Griechen waren daher jenem asiatischen Kultus der Menschenopfer ergeben und in den ältesten griechischen Göttergestalten erkennt man noch viele Züge der orientalischen Gottheiten, von denen sie abstammten. Aber frühzeitig emanzipirten sich die Griechen von dem Einfluß des Orients, schafften ihren Moloch-Kronos ab und setzten an dessen Stelle einen Kreis freundlicher Gottheiten, welche nichts anderes waren, als Ideale des Schönen-Menschlichen. Die Menschenopfer fielen und auch die der Tieropfer traten, je höher die Sonne geistiger Kultur am hellenischen Himmel emporrückte, mehr und mehr zurück gegen einen edlen, ästhetisch-moralischen Kultus. Der Kultus der Schönheit wurde zur Religion erhoben und er übte seine Wirkung nach zwei Richtungen: als Schönheit der sichtbaren Welt in der Kunst, als Schönheit des Fühlens und Handelns in Gesinnung und Sitte. Der den Griechen inwohnende Drang zur Schönheit offenbarte sich nicht bloß als das der Kunst lebengebende Prinzip, sondern ergoß sich auch über alle Verhältnisse und Zustände des Lebens und wurde überall das maßgebende und ordnende Gesetz. Die Schönheit ist jedem Dinge die völlige Befriedigung und Gemäßheit seiner selbst, die schlackenlose Abrundung seiner Existenz, die Schönheit ist Ruhe, Glück und Friede, sie ist Tugend und Sitte, sie ist auch Gesetz und Freiheit, denn nur in der Freiheit kann die Schönheit reifen*). Froh zu sein, sich des Lebens zu freuen und diese Freude auch andern zu gönnen, das Dasein sich und andern heiter zu gestalten, war den Griechen Gottesdienst.

Die Bewunderung sinnlicher Schönheit der Form veredelt sich zu dem Gefühl sittlicher Schönheit menschlichen Handelns und die Kalokagatie (harmonische Vereinigung von Schönheit und Güte) erscheint als das Ideal menschlicher Vollkommenheit. So wurde Hellas die Wiege der Kunst, der Poesie und Philosophie.

Mit einer fortschreitenden Kultur läuterten auch andere Völker ihre religiösen Begriffe und erweiterten den Kreis der religiösen Praxis in's irdische Gebiet. Nirgends aber erhob sich der Menscheng Geist zu einem so reifen und zugleich freien Humanismus, der als die schöne, harmonische Entfaltung der Menschennatur begriffen wurde, als im Vaterland der Homer, Sophokles, Phidias, Sokrates. Wie Aphrodite Anadyomene, umleuchtet von Grazie und Lieblichkeit, dem Meere entstieg und unter ihren Füßen Blumen aussproßten, so wurde aus dem hellenischen Kulturleben der Kultus der schönen Menschlichkeit geboren, in dessen milden Strahlen die Blumen des Guten und Edlen am schönsten gedeihen.

Nirgends hat dieser hellenische Humanismus eine so voll-

kommene poetische Gestaltung erfahren, als in Goethes wunderbarer Dichtung Iphigenie auf Tauris. In Iphigenie, der Tochter des zivilisirten Hellas, hat Goethe, der moderne Hellene, diesen Humanismus personifizirt. Der höchste sittliche Adel ist in ihr verkörpert und von einer sanften jungfräulichen Hoheit und heiligen Milde ist ihr ganzes Wesen umflossen und verklärt. Damit bildet sie einen scharfen Gegensatz gegen ihre Umgebung, die Halbbarbaren in Tauris, und dieser Gegensatz macht sich vorzugsweise in der Art der Götterverehrung geltend. Denn während die Taurier ihrer Göttin Menschenopfer darbringen, ehrt Iphigenie die Göttin durch

ein reines Herz und Weihrauch und Gebet

und durch ihren Einfluß sagen sich auch die Taurier von den Menschenopfern los. Wir haben gesehen, daß die Losfagung von den Menschenopfern einen bedeutamen Umschwung in den Kulturverhältnissen der alten Völker bezeichnet; denn mit ihm vollzieht sich der Uebergang aus einer niederen Kulturperiode zur höheren, aus der Religion der Barbarei zur Humanität.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob und wiefern Goethes Iphigenie ein griechisches Produkt sei. Schlegel nannte sie ein Echo griechischen Gesanges. Andere preisen sie als das schönste moderne griechische Drama. Die Korrekturen, welche dieses Urteil sich gefallen lassen mußte, ließ es später in sein Gegenteil umschlagen und das Stück als ein deutsches, selbst christliches (G. Schloffer) bezeichnen. Lewes will das Griechische bloß im langsamen Fortschritt, in der Einfachheit der Handlung und der Sättigung mit mythischem Stoff erblicken. Das sind jedoch Neufährlichkeiten, die für den Geist eines Kunstwerks nicht maßgebend sein können. Was uns aber als griechisch aus dem Stück entgegenweht, ist der von religiöser Weihe getragene schöne Humanismus der Heldin, welcher freilich mit manchen Elementen moderner Bildung verfeinert ist. Er ist ein unter milderem Kulturhimmel ausgereiftes griechisches Gewächs.

Die Art, wie Iphigenie den starren Sinn des Scyten zu brechen sucht, gehört zu den schönsten Zügen der Dichtung.

Der mißversteht die Himmlischen, der sie Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur Die eignen graufamen Begierden an

spricht sie zu Thoas und da dieser den Kanon aller Konserverativen im Munde führt:

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen Gebrauch mit leichtbeweglicher Vernunft Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken

und sich auf das alte Gesetz beruft, erklärt sie ihm:

Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient.
Ein andres spricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerlegen, das Gebot,
Dem jeder Fremdling heilig ist.

Zu dem Verhalten Iphigeniens zu Thoas spiegelt sich so eine kulturhistorische Wahrheit. Wie Iphigenie den rauhen Scyten, so hat die griechische Bildung den Geist der Völker



Alphornbläser. (Seite 451.)

*) S. Mundt, die Götterwelt der alten Völker.

veredelt und jenem Humanismus die Welt erobert, der uns in den Werken der griechischen Weisen, Dichter und Künstler entzückt. Iphigenie repräsentirt die hellenische Kultur als Ueberwinderin der Völker durch die Ideen der Humanität.

Einen Gegensatz anderer Art bilden die Untaten der Tantaliden. Die Gräuelt, welche diese verüben, entspringen nicht, wie die Menschenflächerei der Taurier, aus religiöser Bekirrung, sondern aus ihrem ungestümen, leidenschaftlichen Temperament, das nicht durch Besonnenheit und Selbstbeherrschung gezügelt ist:

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn und Enkel
Gewisses Erbteil, doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ebern Band.
Nat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verborg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut einher.

Bei Thoas wurzelt das Verwerfliche im allgemeinen Wahn, hier in der individuellen Leidenschaft. Dort ist der Intellekt umbüstert, hier ist der Charakter ungebändigt. Dem in der Person Iphigenie's personifizirten hellenischen Humanitätsideal sind auf diese Weise die beiden Hauptfaktoren seines Gegenteils gegenübergestellt.

Einen ergänzenden Kontrast zu Iphigenie bildet Orestes. Sie, die „von Menschen abge sondert, der kindlichen Beschäftigung, des heil'gen Feuers Blut zu nähren,“ lebte, bebt vor Menschenopfern, auch den ihr aufgezwungenen, zurück und bittet Diana:

O enthalte von Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schreden.

Orestes wird durch seiner Mutter Schuld ein solch' traurig- unwilliger Mörder und die schrecklichen Folgen, die Iphigenie fürchtet, verwirklichen sich an ihm. Die Erinnyen verfolgen ihn, und diese bedeuten bei Goethe nichts anderes, als die schreckliche, nicht zu verschönernde Erinnerung an die unter dem Mordstahl

des Sohnes sterbende, vergebens um Schonung flehende Mutter, welches Bild seine Phantasie ihm fortwährend vor die Seele gaukelt, „die ewige Betrachtung des Geschehenen,“ der sich „der Zweifel und die Neue“ zugesellen. Durch Iphigeniens Anblick, welche manche Züge der Mutter trägt, wird das schreckliche Phantasiebild noch lebhafter:

Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Ahtämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen:
Doch sein geschwungner Arm traf ihre Brust — —

und er wird von Raserei und Wahnsinn erfaßt. Aber dieser Anblick heilt ihn auch wieder. Denn in Iphigenie nehmen die Züge der Mutter eine andere Gestalt an. Das entsetzliche Phantasiebild der sterbenden Ahtämnestra weicht dem liebevollen, milden der Ahtämnestra-Iphigenie. Die Genesung vollzieht sich psychologisch ganz natürlich. So prägt sich auch in der Figur des Orestes der sittliche und humane Geist Griechenlands aus, der das Leben des Individuums heilig hält und selbst den un freiwilligen Mörder einer furchtbaren Strafe preisgibt, die aus der Natur des gestitteten Menschen entspringt.

Die mannigfaltigen Schönheiten der großartigen Dichtung, in welche der deutsche Dichter mit Euripides um die Palme gerungen und ihn überwunden hat, eingehend in's Licht zu setzen, ist nicht die Aufgabe dieses Artikels. Den Wunsch aber können wir nicht unterdrücken, es möchte das weibliche Geschlecht der Gegenwart schon früh mit dieser hochsittlichen Dichtung bekannt gemacht werden und überhaupt sich mehr als es bisher geschah, mit der klassischen Literatur vertraut machen. Mädchen, welche eine Iphigenie, eine Kausitaa, Frauen, die eine Andromache, Arete oder Penelopeia zu schätzen wissen, die diese edlen Frauenbilder in einer Nische ihres Geistes aufgestellt haben, werden nicht leicht in die Abwege einer falschen Sentimentalität und Schwärmerci, noch in die Sümpfe eines trivialen Modelurus- und Genusmaterialismus sich verirren, sondern an diesen herrlichen Gestalten zu einem gesunden acht weiblichen Idealismus sich erheben.

Religiöses Leben und Treiben bei den Juden der Gegenwart.

Von Maximilian Dittich.

(Fortf. statt Schluff.)

Neben dem Genuße des Mazzes wird alles, was mit dem Gefäuerten sonst in Berührung war, „wie Gist“, gemieden. Geschirr, „von der Schüssel bis zum Taschenmesser“, oft selbst die Schnupftabakdose wird für die Osterfeier erneuert, respective das Jahr über dazu aufgespart; besonderer Zucker, selbst besondere Cichorie wird angeschafft, das für gewöhnlich im Gebrauch gehaltene Geschirr wird sorgfältig in einen abgelegenen Raum eingeschlossen oder womöglich für die Osterzeit scheinverkauft, und sogar angeblich „gebildete“ Rabbiner der Breslauer Richtung empfehlen in der Synagoge diesen frommen Schacher- schwindel, mit dem man dem Herrgott einen Gefallen zu tun meint.

Soll alles mit rechten Dingen zugehen, muß der Mazzes- bäcker mit seinen Gesellen, der Müller, der das Mazzesmehl mahlt, wie überhaupt jeder, der bei ihrer Herstellung irgend etwas zu tun hat, eine Menge kleinlichster Vorschriften befolgen, nicht einmal der Schnitter, der die dazu auserlesenen Aehren schneidet, bleibt verschont.

Ein furchtbares Unglück ist es, wenn das Otergeschirr mit irgend etwas Gefäuertem in Berührung kommt, etwa mit einem in einer Henne verborgenen Nahrungsbröcklein, das ja Gefäuertem entstammen könnte, — dann müssen sofort die entheiligten Küchenschirre, am besten alle Geschirre ohne Ausnahme, durch neue, völlig unschuldsvreine ersetzt werden.

Man sieht, die fromme Torheit ersteigt so ziemlich den Gipfel des Unsinn's beim jüdischen Hauptfeste Pesach.

Das nächste der jüdischen Hauptfeste ist Sukkoth, Pfingsten, dieses letztere abstammend vom griechischen Pentekoste, d. h. der

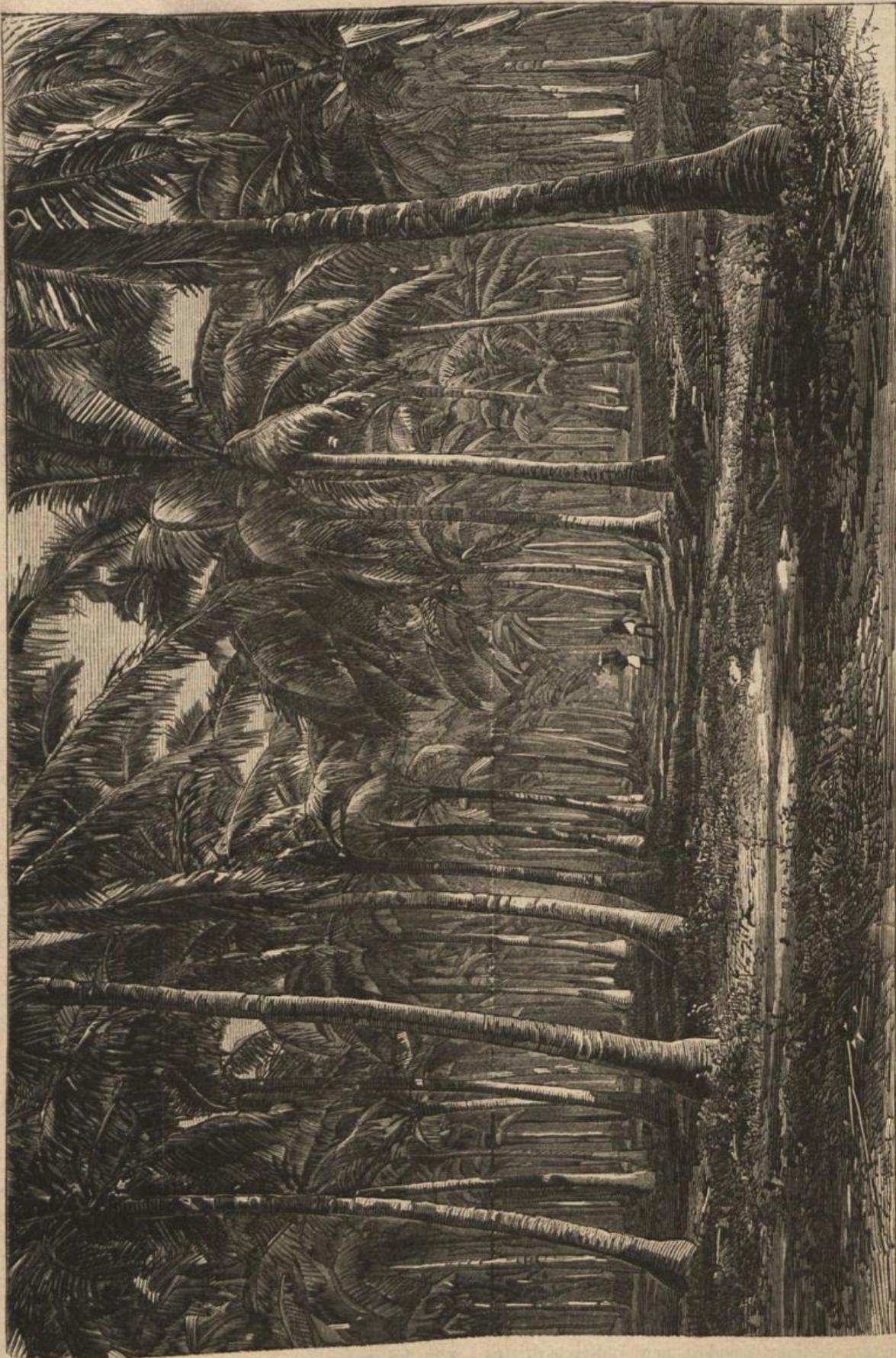
fünzigste Tag von dem dem Osterabbat folgenden Tage an gerechnet, auch Chag haschabnoth, das Wochenfest genannt, weil es nach 3 Mos. Kap. 23, V. 15 sieben Wochen nach dem genannten Tage als Erntedankfest gefeiert werden soll. Dagegen feiert es das jezige Judentum als Fest der Gesetzgebung, „weil nach dem 2. Buche Mosis am 3. Monat nach dem Auszug aus Aegypten die Offenbarung am Sinai geschah.“

Bezüglich dieses Festes selbst wäre hier nichts besonderes zu erwähnen, wenn nicht der Talmud auch diese Gelegenheit zur Offenbarung seines pflügg-dummen Jesuitismus benutzt hätte. Dr. Rubens schreibt darüber: „Es ist am Festtage erlaubt, solche Handlungen zu verrichten, welche unmittelbar zur Bereitung von Speisen gehören; also auch das Schlachten des Tieres, von dem man am Festtage essen will. Wenn nun eine Kuh z. B. am Festtage in eine Grube fällt, und der Besitzer befürchtet, sie möchte zugrunde gehen, so darf er sie herausbringen unter der Bedingung, daß er sie schlachtet und noch am Festtage selbst ein Stückchen (eine Olive groß) davon ist. Wie aber, wenn zwei Kühe hineinfallen, da doch gewiß eine für den Festtag reicht?! Da empfiehlt der Talmud folgende List: man bringe zuerst die eine herauf, um sie zu schlachten. Ist sie oben, so sage man: ach, die ist mir nicht fett genug, ich will lieber die andre schlachten, und bringe dann die andre herauf.“

Man sieht, für wie dumm der Talmud seinen Herrgott halten muß, daß er glaubt, man könne ihn mit einer solchen „List“ nicht einmal, sondern immer wieder, solange es Juden gibt, hinter's Licht führen.

Im 7. Monat ihres Festjahres (Ende September oder Anfang Oktober unfres Jahres) feiern die Juden das dritte ihrer

Hauptfeste, Chag hassnoth oder Chag haasiph d. h. das Fest des Einsammelns oder das Herbstfest, ursprünglich ein



Palmenwald auf den Samoaineln. (Seite 451.)

Dankfest nach Einheimung des gesammten Getreertrags, dann auch Erinnerungsfest an den Zug in der Wüste nach der Flucht aus Aegypten. Da nun während des Wüstenzuges das jüdische

Volk nicht in festen Häusern, sondern in Hütten oder Zelten wohnte, so soll deswegen das Fest auch heute noch das Laubhüttenfest genannt und in Laubhütten gefeiert werden. Früher

wohnen die Juden sieben Festtage hindurch in den Hütten, jetzt wird nur noch darin gegessen, und nur besonders fromme Leute schlafen auch noch zuweilen darin.

Rubens vermutet, daß Laubhütten einfach den klimatischen Verhältnissen Palästinas ihren Ursprung verdanken und die Beziehung zu der Wüstenwanderung Israels pure Mache oder vielleicht irriige Deutung ist.

Was Rubens über die Art, wie unsre Juden das Laubhüttenfest in ihren Synagogen feiern, sagt, ist zu kostbar, als daß wir es hier nicht wiederholen sollten.

Im dritten Buch Moses 23, 40 heißt es: „Nehmet euch schöne Baumfrüchte, Palmzweige, Zweige dichter Gebüsche und Bachweiden und freuet euch damit vor dem Herrn.“ Daran knüpft Rubens an: „Das heißt mit andern Worten: Schmücket den Tempel mit allerlei Zweigen, stellet Körbe mit allerlei Früchten darin auf, um den Segen des Feldes zu vergewärtigen. Der Talmud hat vier besondere Gattungen herausgetastelt, und auch dabei fehlen die minutiösen Vorschriften nicht, wovon der Traktat Sukkoth eingehend handelt. Nach ihm heißt ferner: ‚Ihr sollt euch nehmen‘: jeder Israelite muß einen solchen aus den vier Gattungen bestehenden Feststrauch in die Hand nehmen (einen Palmzweig mit drei Myrtenzweigen und zwei Weidenzweigen zusammengebunden in der einen Hand und einen sogenannten Cederapfel — eine Citronengattung — in der andern Hand).

„Damit nicht zufrieden ordnet er ferner an, jeder müßte während des Gebetes damit schütteln (Spektakel muß sein!) und zwar nach aufwärts, nach abwärts und nach allen vier Weltgegenden, um böse Winde und schädliche Taue damit zu bannen.

„Noch jetzt kannst du, lieber Leser, an jedem der ersten 7 Tage des Hüttenfestes die gläubige Schaar der Stammesgenossen Spinoza's, Mendelssohn's und Heine's mit solchen Palmzweigen (selten sind es frische, sondern meist abgestorbene, Jahrzehnte alte, häßliche Zweige) und Zubehör gleich gerüsteten Kriegerern mit Speeren und Lanzen in die Synagoge ziehen sehen, und wenn du dem Gottesdienste beiwohnt, so erinnert dich vielleicht dieses Stoßen nach allen Seiten an den köstlichen Don Quixote, wie er gegen Windmühlen sieht im Glauben, es seien furchtbare Riesen.

„Auch ein Parademarsch wird in vielen Synagogen an diesem Feste aufgeführt. Voraus jemand mit der „Torschwelle“ — den Büchern des mosaischen Gesetzes — nach ihm der Direktor und hinter ihm sämtliche Palmzweige tragenden Frauen, um die mitten in der Synagoge befindliche Tribüne marschierend, am siebenten Tage wird diese Parade siebenmal aufgeführt und zum Schluß klatscht man womöglich mit einem Landweidenzweige an die Bänke, zum großen Gaudium der hoffnungsvollen Jugend. Diese Sitte, welche übrigens in vielen Synagogen zum großen Aergernis der Orthodoxie abgeschafft ist, ist nach dem Talmud ‚Brauch der Propheten‘ (eine würdige Vorstellung von den Propheten.)“

Indes das kirchliche Jahr der Juden mit dem Monat Nisan, um den 20. März unserer Zeitrechnung herum, beginnt, fängt das bürgerliche Jahr mit dem Monate Tischi an, eben jenem siebenten Monate, in den das Laubhüttenfest fällt.

Der erste Tag des Tischi, der wie jeder jüdische Tag mit dem Abend des vorhergehenden Tages anhebt, wird als Neujahrsfest, als Tag des Gedächtnisses oder Fest des Blasens gefeiert. Nach dem Talmud sitzt an diesem Tage „Gott zu Gericht und bestimmt das Schicksal des Menschen für das kommende Jahr.“

Von Neujahr bis zum 10. Tage des Monats Tischi, dem Versöhnungsfeste, dauert die Zeit der Buße, durch die der Jude durch Reue und Besserung den Geist Gottes gewinnen und die Strafe für seine Sünden von seinem Haupte abzulenken bemüht sein soll.

Läßt man die Religion überhaupt als kulturhistorisch betrachtet und in der geistigen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit des Menschengeschlechts begründet zu, — wogegen kein vernünftiger und gebildeter Mensch etwas einzuwenden haben wird —, so wird man sich eine solche Bedeutung und eine solche Feier des Neujahrsfestes und der Bußzeit, als der Zeit der

Einkehr jedes Juden bei sich selbst und die Zeit des Versuches, sich sittlich zu reinigen und zu erheben, sobald sie in weichevoller, ernster Stimmung begangen wird, gewiß gefallen lassen.

Unsere Leser wissen nun aber vom Talmud schon genug, um zu vermuten, daß er auch dieses Fest nicht mit seinen knifflig-pfiffigen Narheiten verschont haben wird.

Die Bibel nennt das Neujahrsfest: „den Tag des Blasens“, und an anderer Stelle spricht sie von der „Erinnerung des Blasens.“ Geben wir wieder Rubens das Wort:

„Worauf soll geblasen werden? Vermittelt wunderbarer Spitzfindigkeiten und Versverdrehens findet der Talmud heraus: auf einem Widderhorn, Schofar. Wiederum eine Menge minutiöser Vorschriften über die Beschaffenheit des Hornes, die Zahl, Art, Ordnung und Länge der Töne, die geblasen werden müssen, wie das heute noch in fast allen Synagogen geschieht. Der Talmud macht das Gehöre des Schofarblasens männiglich zur Pflicht und Wöchnerinnen und Kranke lassen sich daher einen Bläser in's Haus kommen und die 30 Töne vortuten.

„Nun hat aber der Talmud dieses Blasen mit dem Worte begründet: ‚Es soll dadurch der Satan (der am Gerichtstage als Oberstaatsanwalt des Unübersuns die Menschen vor Gott anlacht) verwirrt werden‘ und hat damit einem sinnlosen Aberglauben Tor und Tür geöffnet, wie sich jedermann überzeugen kann, der sich die Mühe geben will, die Gebete durchzulesen, welche in den Gebetbüchern für Neujahr für den Bläser und die Hörer abgedruckt sind.

„Die oben angeführten Bibelstellen erklärt der Talmud so: Fällt das Neujahrsfest auf einen Werttag, so ist es ein Tag des Blasens; wenn aber auf einen Sabbath, so darf nicht geblasen werden, es sollen nur Bibelstellen über das Blasen rezitiert werden, es ist dann nur Erinnerung des Blasens.

„Erklären wir nun die Stelle vernünftig: Im 4ten Buch Moses 10 ist die Rede von silbernen Trompeten, welche zunächst zu Signalen für das Lager Israels in der Wüste bestimmt sind; auch soll auf ihnen im Kriege, bei den Opfern und besonders an Festtagen geblasen werden, auf daß sie auch in Erinnerung bringen, Jehovah, eurem Gotte.

„Es ist nur Scherz, daß wenn die Bibel sagt, der erste des 7. Monats sei ein Tag des Blasens, diese Trompeten damit gemeint sind, und wenn es heißt: „Erinnerung des Blasens“ eben jenes In-Erinnerung-Bringen bei Gott durch das Blasen zu verstehen ist.

„Will man sich also strikte an das Bibelwort halten — das ja allerdings einer sehr kindlichen, unreifen Anschauungsweise Ausdruck gibt, aber vom Standpunkte der in jedem Falle geistige Unreife dokumentirenden Religionsvorstellungen der Christlichen wie der jüdischen Vorfahren immerhin weder ganz unsinnig noch lächerlich ist, — so sei es wenigstens eine feierliche Blechmusik mit anständigen Trompeten und Hörnern, nicht aber jenes Getute auf einem primitiven Widderhorn, das sich anhört, wie wenn der Kuhhirt oder der Nachtwächter bläst.“

„Uebrigens meinen wir, täte es die Drgel auch.“ Auch für den Abend des Neujahrsfestes hat der Talmud noch einen seiner unwilligen Scherze bereit. Er nötigt nämlich die Juden, einen Süßapfel in Honig getaucht zu essen und dabei zu sprechen: „Möge es dein Wille sein, Ewiger u. s. w. daß du mir ein gutes und süßes Jahr vergönnt.“ Ferner rät der Talmud an, an diesem Tage von Fischen und andern Tieren den Kopf zu essen und dabei den Wunsch auszusprechen: „Mögen wir zum Kopf und nicht zum Schweif werden.“

Und nach dem Bespergottesdienste ziehen die Schäflein Israels gemeinsam an ein fließendes Gewässer und sagen etliche Lustgebete her und „werfen in die Wellen alle ihre Sünden.“ Diese ohnehin etwas gar zu naive symbolische Handlung, welche schon hart an die Grenze des Lächerlichen streift, entbehrt nicht noch bei vielen frommen Juden auch des symbolischen Kernes und diese meinen denn ganz ernsthaft, die Sünden werden auf diese höchst ruhige Weise wirklich ins Wasser geworfen und vermütlich auch zu Nutz und Frommen des auserwählten Volkes erfäuft.

Eine neue Entlarvung spiritistischer Humbugs.

Physik des Uebernatürlichen von Julius Stindt (Som Fels zum Meer) 1882, II.

Zu den Rätselfn des spiritistischen Geisterunfugs gehört der Abdruck von Händen in Paraffin. Das Medium begibt sich hinter einen Vorhang, hinter dem auf einem Tische eine Schüssel mit geschmolzenem Paraffin und eine andre mit kaltem Wasser stehen. Taucht man eine Hand abwechselnd in das flüssige Paraffin und in das Wasser, so erstarrt das erstere und bildet einen wachsartigen Ueberzug, der abgelöst als Hohlform dient. Wird darauf Gips in die Form gegossen, erhält man einen Abguss der Hand. Zu bemerken ist jedoch, daß die Hand aus der Paraffinform nur dadurch befreit werden kann, daß man letztere an den Seiten mittels eines Messers abtrennt, und deshalb muß eine absolut unverkehrte Form auf Vorgänge durchaus ungewöhnlicher Natur deuten.

Wenn nun gar dem Medium ein Saß von Tüll oder Gaze über den Oberkörper gezogen wird, damit es seine eignen Hände nicht in die geschmolzene Masse tauchen kann, so läßt sich, wenn dennoch eine Handform resultiert, die Anfertigung derselben nur mit Hilfe der Physik des Uebernatürlichen erklären. Das Einschmuggeln einer bereits fertigen Form ist unbedingt ausgeschlossen, da das Medium genau untersucht wird; außerdem bestimmen gewisse Leute das Gewicht der Paraffin- und abformen, da das Medium erstens seine Hände unter dem Tüll- und schleier hat, zweitens keine unverletzte Form zuwege bringen kann und drittens die heimliche Unterschiebung einer bereits fertigen Form durch die Gewichtskontrolle völlig ausgeschlossen ist.

Die Paraffinhände gelten bis jetzt als ein fester Beweis für die Fähigkeit der Geister, sich vermittels des Perispirits eines Mediums zu verstofflichen und sind eine kräftige Stütze der wunderbaren Lehre von den wesenlosen Existenzen, die sich eines wesenlosen Stoffes — des mehr als hypothetischen Perispirits — bedienen, um aus dem Wesenlosen in das Wesenhafte überzugehen.

Behauptet auch die Physik des Uebernatürlichen: Aus Nichts und noch einmal Nichts wird Etwas, so hatte für mich der alte Spruch: „Aus Nichts wird Nichts“ mehr logische Kraft in sich, als der spiritistische Gallimatias, und ich sagte mir daher: Die Geisterhandformen müssen durch irgend einen Kniff hervorgebracht werden, auf dessen Ermittlung es ankommt, um den Schwindel, der seit Jahren mit den materialistischen Geisterhänden getrieben wird, zu entlarven. Einer meiner Freunde, der außerordentliches Geschick zum Komödien spielen besitzt und in gymnastischen Verrenkungen geübt ist, übernahm die Stelle des Mediums, denn zu dem Experiment der Geisterhände gehört eine große Geschwindigkeit des Körpers.

Der Sitzungsraum war ein leeres Wohnzimmer, in dem sich eine transportable spanische Wand und ein Tisch befanden, auf dem die genau gewogene Paraffinschüssel, ein Gefäß mit kaltem Wasser und eine schwach brennende Lampe standen. Für die Zuschauer wurden erst kurz vor Beginn der Sitzung Stühle in das Zimmer gestellt. In einer Ecke stand ferner auch ein Harmonium. Das Zimmer, der Tisch, die spanische Wand wurden auf das Sorgfältigste untersucht. Es fand sich kein Apparat irgend welcher Art, der auf natürliche Weise schließen ließ. Die Zuschauer nahmen auf ihren Stühlen Platz und das Medium trat vor. Zunächst ward es seines Rockes entledigt und genau nach etwaigen Hilfsmitteln untersucht. Das Medium wandte seine Taschen um, zum Beweis, daß es keine vorhandene angefertigte Form bei sich habe. Hierauf banden 2 Herren seine Hände über dem Rücken zusammen, während zwei andere Anwesende die Enden der Schnüre mit ihren Siegelringen anfügten. Zur größern Sicherheit wurden die beiden Handgelenke des Mediums mit dünnem Kupferdrahte aneinander gefesselt. Als dies geschehen, wurde der Oberkörper des Mediums in ein großes Stück Tüll eingehüllt, das nicht nur mit starkem Garn befestigt, sondern obendrein mit einer Gürtelbinde umwunden wurde, die ihrerseits auch wieder mehrere Siegel erhielt. Nun wankte das Medium an den Tisch, vor welchen 2 Unbeteiligte die spanische Wand schoben und noch einmal war es Zweifeln gestattet, das Medium zu untersuchen. Man fand nichts. Die Anwesenden nahmen die Hände der Stühlen und mußten sich zur Bildung der magnetischen Kette die Hände reichen, nachdem ihnen eingeschärft worden war, die Kette auf keinen Fall zu durchbrechen, da die Geister dem Medium sonst Schaden an Leib und Seele zufügen könnten. Erleuchtet ward das Zimmer nur von dem kleinen Lämpchen, welches auf dem Tische hinter der spanischen Wand stand, so daß das außerordentliche mythische Dunkel, das den Geistern angenehm ist, herrschte. An dem Harmonium hatte ein Musiker Platz genommen und feierliche Harmonien erklangen. Nun begann das Medium zu wimmern, als würde es von den Unsichtbaren maltreatirt, dann stieß es plötzlich einen wilden Schrei aus und verstummte.

Nach einer langen Pause schrie das Medium wieder laut auf und man hörte wie dasselbe zu Boden fiel. Nun wurde Licht gebracht und die Wand entfernt. Das Medium lag bewußtlos auf der Erde und in dem mit kaltem Wasser gefüllten Gefäße — schwamm die Paraffinhohlform einer riesig großen Geisterhand. Nur langsam kam das Medium wieder zu sich. Die Tüllumhüllung, die Siegel, die Schnüre und der Kupferdraht waren unverkehrt. Daß die Hohlform in Wirk-

lichkeit aus dem vorhandenen geschmolzenen Paraffin gewonnen worden war, ergab die Waage. Auf welche Weise war es nun dem Medium möglich gewesen, mit gefesselten Händen, in Tüll eingehüllt, der bei jedem Freiheitsversuche zerreißen mußte, die Form einer Hand zu erhalten, welche einer wahren Teufelskralle gleich? Die Erklärung des Experimentes ist folgende: Ueber eine von einem Bildhauer modellierte Teufelshand mit langen Nägeln, Klauen und Warzen war eine elastische Leinwand genommen worden, in die ich sogenanntes Lederkollodium, eine Mischung von zähem Kollodium und etwas Ricinusöl, derart goß, daß nach dem Trocknen ein Kollodiumhandschuh erhalten wurde. Ein dünnes Holzröhrchen wurde dort angelegt, wo der Arm anfängt, und luftdicht mit Seidenfäden umschnürt. Diesen Handschuh, der im aufgerollten Zustande sehr wenig Raum einnimmt, verbrachte das Medium unter dem Gummizug seines Stiefellets. So genau nun auch das Medium untersucht ward, dachte doch niemand daran, daß die Geisterhand in dem Schuh versteckt sein könne, und das wichtigste Requisite zum Spuken entging der Kontrolle.

Damit das Medium ungestört blieb und niemand unberufen Weise hinter die spanische Wand schauen konnte, wurde die „Kette“ geschlossen und vor dem Unterbrechen derselben dringlich gewarnt. Es wäre auch zu komisch gewesen, dem Medium bei seiner Arbeit zuzusehen, denn kaum fand es sich allein, als es sich auf den Boden setzte und den Kollodiumhandschuh mit dem Munde hervorholte. Die dünne Tüllhülle erschwerte diese Operation, ohne sie jedoch unmöglich zu machen; die Hauptsache aber war, daß das Medium hinreichende Geschwindigkeit und gymnastische Gewandtheit besaß, um Kopf und Fuß noch genug aneinander zu bringen. Das Wimmern diente nur zur Erhöhung des Effekts, wogegen der laute Aufschrei nur als Zeichen galt, daß es dem Medium gelungen war, nicht nur den Handschuh zu gewinnen, sondern denselben auch mittels des Holzröhrchens aufzublasen. Den aufgeblasenen Handschuh tauchte das Medium abwechselnd in Paraffin und Wasser, bis es eine Form hatte, die fest genug war, um das Auslösen der Kollodiumhand durch Schütteln, Saugen und Spülen in dem kalten Wasser zu gestatten. Der zweite laute Schrei zeigte an, daß die Form gelungen und der Handschuh entfernt worden war. Das Medium hatte denselben aus Bequemlichkeitsrücksichten in eine dunkle Ecke geschleudert, wo es denselben später unbemerkt aufnahm, denn die Verwunderung über die Geisterhand war so groß, daß niemand an eine nochmalige Unterfuchung des Schauplatzes dachte, an dem die Geister sich manifestirt hatten.

Um den an der Sitzung Teilnehmenden Gelegenheit zu geben, ihren eignen Scharfsinn zu üben, wurde die Erklärung des Experimentes auf eine spätere Zeit verschoben. Dies Versprechen ist nun hier eingelöst und zwar Schwarz auf Weiß.

Somit wäre ein Phänomen der uebernatürlichen Physik auf höchst natürlichem Wege hervorgebracht, das in den Kreisen der Gespenstergläubigen bisher den Geistern zugeschrieben wurde und die Annahme, daß umherreisende Medien, die für Geld Geister citiren, sich zu ihren Zwecken schlauer Taschenspielerkniffe bedienen, hat eine weitere Bestätigung erhalten.

Von einem Zaunkönig

erzählt ein Vogelliebhaber in der „Gefiederten Welt“ folgende interessante und schier räthselhafte Geschichte:

Lange lange Zeit schon war ich dem kleinen Groß-Taschen Freund und hatte oft den Wunsch, den winzigen Kerl zu besitzen, fürchtete jedoch stets, ihn im Bauer nicht auf längere Zeit erhalten zu können, und mochte ein so zartes Tierchen nicht gern meiner Liebhaberei opfern. Nachdem ich mir jedoch vor 2 Jahren eine Volière mit vielen Schlupfwinkeln, hohen Kisten etc. eingerichtet, schritt ich, angepornt durch den Rat meines Freundes L. dazu, mir meinen Herzenswunsch zu erfüllen, und nach einigen Tagen emsigen Suchens bei allen Berliner Vogelhändlern war denn auch ein Zaunkönig in meinem Besitz. Es war ein recht kleines schlankes Weibchen und verschwand sofort, nachdem ich es in die Volière setzte, in einem der vielen Schlupfwinkel.

Damit es durch Futternid anderer Inassen nicht notheide, setzte ich noch ein kleines Verandtbauerchen mit auseinander gebogenen Drahtstäben, reichlich mit frischen Ameheneiern gefüllt, in die Volière und hoffte nun, daß es sich bald heimisch fühlen würde. Solange ich oder jemand von der Familie sich in der Nähe befand, sah man den Vogel nicht, doch kaum hatten wir uns entfernt, so kam er hervorgegeschlüpft, sogleich hatte er das Bauerchen entdedt und ließ sich durch die neidischen Blide seiner Mitgefangenen durchaus nicht in seinem Schmause stören. Das war recht nett und lieblich anzusehen und machte uns allen viel Vergnügen; allein die Rehrseite der Medaille war eine unangenehme.

Die Volière stand, da ich damals etwas beschränkt wohnte, in unserm Schlafzimmer und müd und abgepannt, legten wir uns Abends 10 Uhr zu Bett; doch grausam sollten wir gestört werden. Gegen ein Uhr wurde ich von einem sonderbaren Geräusch geweckt; mein erster Gedanke war: haben die Kinder Matkäfer mitgebracht? Doch dazu war es schon zu spät im Jahre. Aber das Geräusch ist ganz ähnlich; ich zünde Licht an — burr! summt es an meinem Kopf vorbei gegen den

Spiegel. Was war das? Jetzt wurde es mir klar: der Zaunkönig war aus der Volière entkommen und mußte nun, sobald wie möglich, wieder eingefangen werden, da meines jüngsten Kindes wegen Nachtlicht brannte und der Vogel durch heransfliegen an dasselbe leicht zu Schaden kommen konnte.

Indes dies fangen war leichter gesagt als getan. Ich errichtete mir 2 Gerüste, auf dem Bett und auf dem Sophatisch, doch stets schlüpfte der Vogel mit der ihm eignen Geschwindigkeit an mir vorüber. Das ging also nicht. Jetzt versuchte ich es mit einer improvisierten Fahne, um ihn durch Ermatten zu bekommen — husch, war er hinter dem Ofen, wo viel Papier lag. Behutsam nahm ich einen Bogen nach dem andern hervor, untersuchte auch das Ofenrohr, allein dort war kein Loch zu bemerken. Wo steckte der Vogel? Nochmals wurde das Papier durchsucht, und da inzwischen meine Frau erwachte, so mußte sie helfen. Plötzlich, nach einer halben Stunde eifigen Suchens, sehe ich ihn wohlgeruhet an der Gardine sitzen. Mit lautlosen Schritten näherte ich mich ihm, steige auf den Tisch, fasse — aber, o weh, an die Karaffe hatte ich nicht gedacht: den Vogel erhaschte ich nicht, wohl aber fiel ich, sammt Wasserflasche und Tisch zu Boden.

Hätte Wilhelm Busch diese Scene mit angesehen, er hätte wohl nicht seinen „Hans Hudebein“ geschrieben. Denken Sie sich das Bild: wir beide im tiefsten Negligé beim traulichen Schein der Nachtlampe in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, verlacht von dem flinken Vogel — wahrlich für einen Dritten ein Anblick zum Todlachen.

Doch weiter. Wir oder vielmehr meine Frau erhaschten schließlich doch den kleinen Burschen, und er mußte wieder hinein in die Volière. Am andern Morgen wurde das Bauer abgerückt, unter Hinzuziehung eines Tischlers untersucht, jede Drahtstange nachgesehen, alle irgend denkbare Ausgänge verwahrt. Auch blieb der Zaunkönig, trotzdem die Fenster sogar Tags über geöffnet waren, ruhig in der Volière und beruhigt konnte ich mich am nächsten Abend zu Bett legen. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Zaunkönig gemacht; wieder derselbe, doch noch viel komischer Ausritt von gestern. So ging es 8 Tage, täglich wurde die Volière abgerückt und untersucht, Abends dicht mit Tüchern ringsum verhängt, und doch war der Zaunkönig stets in der Nacht draußen, wenn nicht zweimal in jeder Nacht, so doch sicher einmal. Die Ruhe der ganzen Familie war dahin.

Doch ich eile, um Sie nicht zu langweilen, zum Schluß. Es war die letzte Nacht, die der Zaunkönig bei mir verlebte; ich hatte mir große und starke Bogen Papier mitgebracht, dieselben wurden rings um die Volière mit Reißstiften befestigt, und stillvergnügt vor mich hinlachend, wünschte ich meiner, wie ich, recht ermüdeten Ehehälfte eine geruhame, gute Nacht.

Da Nachts um die 3te Stunde verläßt der Zaunkönig sein Haus. Die Ruhe war vorbei; ich fange auf's Neue die Jagd an, denn das Nachtlicht mußte des jüngsten Schreihalses wegen brennen bleiben; ich kriege den Knirps nicht, er entwischt mir, als ich die Tür öffne, auf den Flur und von da in die Küche. So das ist recht, da bist du ungestört. Fenster und Abzugklappe werden fest geschlossen, reichlich Futter und Wasser bereit gestellt, und nun, gute Nacht Hänschen, hier kannst du toben.

Wir mochten 2 Stunden geschlafen haben, als das verwünschte Geräusch schon wieder begann. Ade für heute Nachtruhe! Der Vogel war während unrer Vorbereitungen für sein leibliches Wohl wieder ins Zimmer geschlüpft. Nach langem Jagen und Suchen war er endlich eingefangen. In aller Frühe eilte ich zu meinem Freunde L. und überließ ihm den Zaunkönig. Dort lebt er noch heut ein angenehmes Dasein, und jedesmal betrachte ich ihn mit verhaltenem Grimm. Wie der Vogel aber immer nur Nachts durch das 8 mm. weite Drahtgitter entkam, während er bei Tag ruhig in seiner Behausung verblieb — das weiß ich bis zu diesem Augenblick noch nicht.

Neue Funde in den Schweizer Pfahlbauten.

In Nr. 29 brachte die „N. W.“ die Illustration eines ehemaligen Pfahldorfes im Züricher See. Durch den niedern Wasserstand der Schweizer Seen begünstigt, haben nun neuerdings verschiedene Forscher Untersuchungen auf dem See Grunde angestellt, die reiche Beute ergeben haben. Jakob Messliommer, der schon seit mehr als zwanzig Jahren den Untersee in bezug auf Pfahlbauten untersucht und auf einer Stelle allein 300 Steinbeile gefunden, erhielt den Auftrag, wiederum in diesem See oberhalb dem Städtchen Stedborn Nachforschungen anzustellen, deren Resultat er in einem größeren Artikel in Nr. 19 des „Ausland“ zum besten gibt. Verlohlte Gegenstände fand er nicht, da das am betreffenden Ort einst gestandene Pfahldorf nicht durch Feuer zerstört wurde, welches Malheur einer solchen vorzeitlichen Wohnstätte in der Nähe — nach Ansicht unseres Gewährsmannes — zweimal passiert sein soll. Dagegen war der Fund an andern Gegenständen um so reichhaltiger. Er bestand auf einer Stelle in einer reichen Zahl von Stein- und Knochenwerkzeugen, Zierraten, Harpunen, unzerbrochenen Töpfen, Körbchen aus Weidengeflecht, Keulen, Bastgeflechte, Reste

vom Bijon, Biber, Murmeltier, Wild- und Torfschwein, Torfluch zc. An einer andern Stelle fand man eine Masse Gersten- und Weizenkörner, Feldhaden von Hirschhorn, Stein- und Knochenwerkzeuge, eine Harpune von Hirschhorn, die sich durch ausgezeichnete Schönheit auszeichnet und die alles übertreffen soll, was dem genannten Forscher bei seinem 25 jährigen Suchen vorgekommen. Außerdem wurden hier gleichfalls Zierraten und neben obigen tierischen Resten solche vom Hirsch, Reh, Schaf, Ziege u. a. gefunden. Nach Beendigung ihrer Forschungen vereinigten sich die Sucher von Stedborn und Feldbach zum fröhlichen Trunk, den sie aus einem Joeben bei Feldbach gefundenen und 4 1/2 Liter fassenden Topfe zu sich nahmen. Interessant und von kulturhistorischer Bedeutung ist aber die Angabe unseres Gewährsmannes, daß derselbe in diesem Jahre gleichfalls an Stelle eines früheren Pfahlbaues gemauerte und einfache Gewebe, Franzen, Geflechte, Schnüre, Bändchen, Fäden, Lehren von Gerste und Weizen, Messer von Eichenholz (Lagus), Holzschüsseln u. s. w. gefunden habe. Diese oben genannten Gewebe und Geflechte gehören jedenfalls mit zu den ältesten nordischen Leistungen der textilen Kunst, die heute, allerdings mit den vorzüglichsten Hilfsmitteln, so großartiges leistet. Herr Messliommer ist daher auch der Meinung — und darin stimmt er mit namhaften Kunsthistorikern überein — daß die Kunst des Webens sowohl der gemauerten als auch der einfachen Stoffe, lange vor der Kenntnis des Metalls bekannt war und daß sie selbst älter ist wie die Pfahlbauten selbst und er wirft daher die Frage auf: „Wo waren diese Kolonisten vor der Erhebung der Pfahlbauten?“ — Bei Stedborn hat er dann später seine Forschungen fortgesetzt und einen Schmuckgegenstand aus Quarzit, durchbohrte Eberähne, kleine Töpfchen von 1/2—1 Liter Inhalt, Geflechte u. a. zutage gefördert. — Der Pfälikonsee hat heuer einen niedern Wasserstand wie noch nie. Die Pfähle der alten Pfahlbauten Robenhausen ragen deshalb meterhoch über den Wasserpiegel empor und man ist in der Lage, die unterste und ergiebigste Fundschicht auszubeuten. Die bisherigen neuesten Funde sind: Armdide Stangen, verkohlte und unverkohlte Geflechte, Seile, Geflechte mit breiten Raschen, Feuersteinen in durchbohrtem Holzschaf und zahlreiche Reste von den obengenannten Tieren. Aber auch auf dem Grunde des Bodensees glaubt man noch viele und interessante diesbezügliche Funde zu machen und man nimmt aus verschiedenen Erscheinungen sogar mit Bestimmtheit an, daß sich noch gegenwärtig bei Konstanz tief unterm Wasser Pfahlbauten befinden, die längst da waren vor den andern schon entdeckten und zwar noch bevor sich der Rhein in das Becken des Bodensees ergoß. Ja, ein eifriger Forscher, Herr Leiner, ist sogar überzeugt, „daß in großem Bogen in der konstanzener Bucht Pfahlbauten existieren und die Verbindungslinien dieser Pfahlbauten zu denen im Ueberlingersee und Untersee sich weiter ziehen.“ Der Forschung bleibt also bei allen bisherigen Erfolgen auf diesem Gebiete immer noch ein ergiebiges Feld ihrer Tätigkeit, um das Leben und Treiben unrerer alten Vorfahren der Gegenwart und Zukunft zu erschließen. Und so viel alte Kultur (das Seegartenmuseum zu Konstanz besitzt allein 800 Nephritbeile!) schon vom Grunde dieser Seen zutage gebracht wurde, immer weiß man noch nicht, welche ein großes Stück Kulturgeschichte dort unter dem Wasser der Befreiung durch den nie rastenden Menschengestalt hart.

urt.

Deutsches Reichsgeld, echtes und falsches.

Trotz des seinerzeit viel gerühmten Reichsgeldes ist in letzter Zeit ein recht hartnäckiger Streit entbrannt, ob Beibehaltung der Goldwährung einerseits und für Einführung der Doppelwährung andererseits. Wer in dem Streit recht hat ist noch nicht entgeltlich klargestellt und soll dies hier auch nicht entschieden werden. Bei aller Bedeutung nun, welche das zirkulierende Geld als der den Warenaustausch vermittelnde Faktor hat, ist die Erlebigung dieses Streites nicht von so großem Wert für das wirtschaftliche Leben, wie manche glauben wollen, und zwar auch dann nicht, wenn Heine recht hätte, indem er sagt, daß der, welcher nichts (d. h. kein Geld) hat, ein Lump ist. Ebenso einseitig ist aber auch der Ausspruch, „das Gold ist nur Chimäre“ — daß sollen wenigstens folgende Zahlen beweisen, über die seit Einführung des Reichsgeldes von den verschiedensten staatlichen Prägestalten vorausgaben Summen. Im Ganzen waren bis Ende 1880 in Reichsgoldmünzen ausgeprägt 1 747 239 095 Mark, und zwar 1 270 509 920 Mark in Zwanzigmarkstücken, 448 759 250 Mark in Zehnmarkstücken und 27 969 925 Mark in Fünfmarkstücken. Unter Zugrundelegung, der auf Grund der Zählung vom 1. Dezember 1875 ermittelten Bevölkerungszahl von 42 727 000 Seelen wurden an Silbermünzen ausgeprägt bis Ende 1880 pro Kopf 10 Mark, d. i. in Summa circa 427 Millionen Mark, an Nickelmünzen rund 35 Millionen und an Kupfermünzen 9 1/2 Millionen Mark. Eingezeichnet wurden an alten Landesmünzen bis Ende 1880 1 080 486 138 Mark und wurde das darin enthaltene Silber teils verkauft, teils den deutschen Münzstätten als Prägematerial überwiesen. Beim Verkauf dieses Feinsilbers ergab sich für die Reichsregierung ein Verlust gegenüber dem Selbstkostenpreise von 125 797 574 Mark. Durch den bei der Ausprägung des neuen

Reichsgeldes sich ergebenden Bruttomünzgewinn wurden jedoch 81 728 134 Mk. gedeckt, so daß also ein durch die Münzreform erwachsener wirklicher Verlust von 44 069 430 Mark verbleibt. Der Wert von den tatsächlich noch als gesetzliches Zahlungsmittel in Umlauf befindlichen Talerstücken wird auf circa 500 Millionen Mark geschätzt. Diese wären, um die Goldwährung stritte durchzuführen, noch einzuziehen. Nun ist nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1880 die Bevölkerungszahl auf 45 194 172 gestiegen, mithin macht sich, immer 10 Mark dieses Tauschmittels auf den Kopf gerechnet, ein Mehr von auszuprägenden Silbermünzen von circa 25 Millionen Mark nötig. Man ist nun aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß die 10 Mark pro Kopf nicht ausreichen und daß mindestens 12 Mark nötig wären, mithin würden mit der Einrechnung der circa 75 Millionen österreichischer Vereinstaler, die gleichfalls einzuziehen und durch neue Münzen zu ersetzen wären, noch 345 Millionen Mark zu prägen und zu verausgaben sein, um die Durchführung des Reichsgeldes perfekt zu machen.

Wie allgemein bekannt, bemängeln nun nicht nur die die Vortrefflichkeit des Reichsgeldes, welche gewöhnlich keines haben, sondern auch häufig diejenigen — und das ist das sonst seltsame — welche reichlich damit begünstigt sind. Da waren erst die bekannten von den 10-Pfennig-Münzen kaum zu unterscheidenden 50-Pfennig-Stücke, ferner die sich mit großer Vorliebe in den Falten der Taschen und Portemonnaies vertriehenden 20-Pfenniger, schließlich sind die durch den Ueberfluß unzufrieden gemachten Reichsbürger auch noch gegen die 5-Markstücke aus Gold und Papier und Silber, so daß die Kommissarien des deutschen Reiches im Namen dieses auf der pariser Münzkongressen sogar erklärten, unter gewissen Bedingungen werde man die goldenen Fünfmärkstücke in der Höhe von 27 $\frac{1}{4}$ Millionen Mark, die Reichskassenscheine à 5 Mark in der Höhe von 40 Millionen Mark einzuziehen und die silbernen Fünfmärkstücke im Betrage von 71 Millionen Mark und die silbernen Zweimärkstücke in der Höhe von 101 Millionen Mark unter Zugrundelegung eines sicheren Wertverhältnisses umprägen. An goldenen Fünfmärkstätten wurden bisher geprägt 5 593 985 Stück = 27 969 925 Mark. Von den Zwanzigpfennigstücken sind bereits eingezogen für 5 Millionen Mark; der zirkulierende Rest von 30 Millionen wird wahrscheinlich im Verkehr bleiben bis — sich die einzelnen Stücke so abgegriffen haben, daß diese so schon unterwertig geprägte Münze noch bedeutender an Wert verliert.

Der in Dresden stattgehabte Münzforscherkongress hat nun, abgesehen von der Einziehung der goldenen Fünfmärk- und der Zwanzigpfennig-Stücke, als wünschenswerte Abänderungen in der Münzprägung bezeichnet: Ueberreinstimmendes Gepräge der silbernen Mark- mit den Zwei- und Fünfmärkstücken; Erzeugung des Reichsadlers von den Fünfpfennigstücken abwärts durch eine Reichskrone und Beseitigung des doppelten Münzzeichens. Für notwendig hielt die genannte Gesellschaft die Erzeugung des jetzigen Zehnpfennigstücks durch ein neues in der Größe des heute üblichen Fünfpfennigstückes und die Herstellung eines Fünfpfennigers aus Bronze in der Größe des früheren Dreipfennigstückes. Ob diese Forderungen sämtlich berechtigt sind und ob man ihnen von Reichswegen nachkommen wird mag dahingestellt bleiben.

Nach derselben Quelle, der wir diese Zahlen entnehmen, dem „Deutschen Handelsblatt“, haben nun in den letzten Jahren eine große Zahl von Nachahmungen von Reichsmünzen stattgefunden. Sie werden meistens hergestellt indem sie in von echten Stücken abgenommenen Formen gegossen und dann oft noch auf galvanischem Wege versilbert resp. vergoldet, oder mit nachgeahmten Stempeln aus unedlen Metallen oder silberarmen Legierungen geprägt werden. Dann bestehen sie auch in einem Metallern (Kupfer oder Messing), auf welchen man Kupferplatten, die auf galvanischem Wege von echten Stücken abgenommen wurden und versilbert oder vergoldet sind, aufsetzt, oder sie bestehen aus einem unechten Metallern, auf den die mit einer feinen Säure abgegriffenen Platten echter Münzen aufgelötet wurden.

Hauptsächlich gefälscht werden Silbermünzen und kommen vor falsche Stücke und geben leicht zu Verwechslungen Veranlassung an Zweimärkstücken, die aus Zinn mit Beimengungen von Antimon bestehen. Sie sind sehr gut und in von echten Exemplaren abgenommenen Formen gegossen, klingen ziemlich hell und sind galvanisch versilbert, oft auch erst verkupfert und dann versilbert. Bedeutendes Mindergewicht zeichnet sie vor den echten Stücken aus. Ferner Einmärkstücke aus Messing und sind versilbert. Erkennlich sind diese an den runden Konturen, an kleinen Gekörnen und an den messingfarbenen Stellen, die da zutage treten, wo sich die Versilberung abgegriffen hat. Dann gibt es noch Zwanzigpfennigstücke, aus Neusilber resp. Messing auf ziemlich gut ausgeführten Stempeln geprägt und dann meist versilbert. Neben kleinen Abweichungen der Gravirung von den echten Stücken sind die Erkennungszeichen wie bei den falschen Einmärkstücken.

Nach den Bestimmungen des Bundesrats sollen aber auch die gewaltsam beschädigten Münzen dem Einlieferer eingeschnitten zurückgegeben werden, so daß der letztere dieselben nur noch als Metall zum Tageskurs verkaufen kann. Welche Nachteile dem Verkäufer dadurch erwachsen, zeigt, daß z. B. ein silbernes vollgewichtiges Fünfmärkstück in diesem Falle nur 3 Mk. 80 Pfg. gilt. Zu den gewaltsam beschädigten Münzen rechnet man 1. solche, die überfahren wurden, oder auch durch andere Gewalttätigkeiten ein verändertes Aussehen erhielten, selbst wenn sie nichts an Gewicht verloren haben; 2. die mit Quecksilber in Berührung gekommenen Münzen.

Die falschen Stücke erkennt man am leichtesten am Gewicht und

zwar auch die Silbermünzen bis zum Fünfpfennigstück herunter. Ferner verschafft man sich am leichtesten über die Echtheit oder Unechtheit Gewißheit durch den Probirstein und Salpetersäure, resp. Salzsäure. Die Säuren müssen jedoch ganz rein sein. Der Probirstein ist ein mattgeschliffener Kieselstein, auf den man mit dem Rande der Münze mehreremale und stark nebeneinander hin- und herstreicht, bis eine circa $\frac{1}{4}$ cm. lange Metallfläche entziet, die man, bei Gold, mit einem in die Salpetersäure (spez. Gew. 1,30) getauchten Glasstab solange betupft bis die fragliche Stelle ganz bedeckt ist. Ist die Goldfläche nach einer Minute unverändert, so ist die Münze echt, verschwindet aber die Metallfläche unter Bildung kleiner Bläschen, so kann man sicher annehmen, daß die Münze nicht aus Gold besteht. Bei der Prüfung von Silbermünzen verfährt man genau so, nur fügt man, nachdem die Salpetersäure die Metallfläche aufgelöst, einen Tropfen verdünnter Salzsäure oder einen Tropfen Kochsalzlösung hinzu. War die betr. Münze echt, so bildet sich sofort ein käsiger Niederschlag von Chlorsilber, während bei unechten Münzen die Lösung auf dem Probirstein nach dem Zusatz von Salzsäure oder Kochsalz unverändert bleibt.

Wir wünschen jedoch unseren Lesern — namentlich denen, die nicht an Reichsmünz-Ueberfluß leiden — daß sie nie in die Lage kommen mögen, auf dem Probirstein zu konstatieren, daß sie von irgend einem, welcher der Reichsmünze gewerbsmäßig in's Handwerk pfuscht, angeführt wurden.

Alphornbläser. (Illustration siehe Seite 445.) Es gibt Dinge, die von Sage und Dichtung mit einem poetischen Schleier umwoben in der Nähe betrachtet aber recht prosaisch erscheinen. Mehrlich ist's mit dem Alphorn, dessen melancholische Töne das Heimweh in der Brust jedes echten Schweizers erwecken sollen. Man lese nur das darauf von Kerner verfaßte Gedicht:

Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Tal?
Wo ich nur geh' und stehe,
Hör' ich's in süßer Dual...

und betrachte nun die Szene auf unserem Bilde. Vorn der Bub mit dem zum Gaben-Empfang bereiten Hut, der echt prosaische Alpenmusikant mit seinem keineswegs zum Entzücken reizenden Instrument und dann die trotz allem Nebel sichtbare im Hintergrund anrückende Gesellschaft, die mehr aus Langeweile und der Mode gemäß, wie zum Zwecke des reinen, schönen Naturgenusses ihre Zeit in den Alpen totschlägt, ganz gemäß dem Prinzip: „Meine Mittel erlauben mir das.“ Das ist die schalste Alltagsprosa, die um so drastischer hervortritt, weil sie von der großartig erhabenen Natur der Alpenwelt umrahmt ist. Darum hinweg mit uns von diesem Plaze, wer den poetischen Reiz der hier herrschenden herrlichen Berg- und Baumwelt genießen will, suchen wir uns ein lauschiges Plätzchen, fern von den Pfaden, auf denen die langweilige Gesellschaft aus aller „Herren Länder“ sich breit macht. Hier wollen wir uns laben an dem großen Anblick in der Nähe und in der weiten Ferne, und wenn dann durch die heilige Stille, die hier auf den Gipfeln der Bäume und auf den mächtigen Bergen lagert, die weichen Klänge des Alphorns zu uns dringen, bald leis wie Bienenstimmen, bald draufend wie Orgelton, dann erst werden wir die Verse des Dichters verstehen und auch die Sehnsucht des von seinen geliebten Bergen fern wohnenden Landsmanns der Alpen.

urt.

Palmenwald auf den Samoainseln. (Illustration siehe Seite 447.)

Die Unterhandlungen und Debatten betreffs der Erwerbung der Samoainseln und Umgestaltung derselben zu einer Kolonie des deutschen Reichs sind noch in aller Gedächtnis. Unser Bild führt uns nun einen Palmenwald vor, der einst zu den zur deutschen Reichs-Kolonisation auszuweisen Besitzungen des hamburger Kaufhauses Godeffroy gehörte. Dieses hat namentlich dort einen bedeutenden und einträglichen Handel mit den Erträgen der Kokospalme getrieben, die in dem von Korallenfelsen gebildeten Boden der Insel, namentlich am Strande vorzüglich gedeiht. Sie braucht in ihrer Entwicklung bis zur ersten Ernte 7 Jahre und wird dann 60—70 Jahre alt. Anfangs wurde das Del an Ort und Stelle gewonnen, später wurde jedoch, da sich dasselbe in die Poren der Holzfässer einfaugte und viel verloren ging, die ungeöffnete Frucht verschickt. Schließlich trocknete man aber den Kern der Nüsse und versandte ihn in diesem Zustande, um dann das Del in einem Kulturlande, wo die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung standen, auszupressen. Hatte man nun anfangs die Kokosfrucht von den Eingebornen bezogen, so zog man sie später selbst und nahm Arbeiter aus den angrenzenden Inselgruppen zur Hilfe, die sich auf eine bestimmte Zeit kontraktlich verpflichten mußten und unter der Aufsicht von mitgebrachten oder bereits längere Zeit im Dienst der Faktorei tätigen Arbeitern standen. Die Oberaufseher sind Europäer. Die unverheirateten Arbeiter bewohnen große Baracken, die Verheirateten Hütten. Die dort herrschende üppige Vegetation und Ertragsfähigkeit zeigt unsere Illustration, und liegt hierin jedenfalls die Schuld nicht, daß sich seinerzeit das deutsche Kolonisationsprojekt zerstückte. Auch wir können heute nicht auf die Gründe eingehen, welche schuld waren, daß Deutschland nicht der Nachfolger von Godeffroy wurde.

urt.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Muhamedanische Propheten der Gegenwart. Der Muhamedanismus hat das Vergnügen und den Vorzug vor allen unseren europäischen Religionen, heute noch lebendige Propheten aufweisen zu können. Im August vorigen Jahres erklärte sich Fattis Mohamed im ägyptischen Sudan als Prophet; zugleich empörte er sich gegen die ägyptische Regierung, deren Vertreter er war, besetzte die Insel Aba im Weißen Nil und schlug die gegen ihn ausgesandten Regierungstruppen auf's Haupt. Darauf brachte er die Araber zwischen dem Weißen Nil und der Südgrenze von Kordofan unter seine Herrschaft und vermehrte durch sie seine Armee auf die Zahl von mehreren tausend Reitern, welche mit den 450 Mann Soldaten, die im Verein mit 50 Schiaufnegern im Dezember vom Gouverneur von Fachoda gegen ihn geführt wurden, leicht fertig wurden. Am 8. Dezember wurden die ägyptischen Truppen am Berge Gebir bis auf drei Mann in die Pfanne gehauen und 450 Remingtongewehre mit dem gesamten sehr beträchtlichen Munitionsvorrat erbeutet. Die ägyptische Regierung hat nun in aller Eile soviel Truppen zusammengerafft, als sie verfügbar fand und unter dem Kommando des aus Deutschland stammenden Siegler Pascha gegen den Propheten abgefeuert. Dieser besitzt aber eine vorzügliche Position in schwer zugänglichen, von dünnen Steppen umschlossenen Bergen und wird nach seinen bisherigen Erfolgen unter allen benachbarten Stämmen Bundesgenossen in hellen Mengen finden. Daher dürfte dieser Prophetenkrieg noch nicht sobald sein Ende erreichen und vielleicht für Ägyptens Machtstellung gefährlich werden.

Finanzielle Ergebnisse der Ausstellungen von 1881. Die meisten der zahlreichen Ausstellungen des verflossenen Jahres haben finanziell ungünstig abgeschlossen. Nur ein par sind so glücklich gewesen, Ueberschüsse zu erzielen; bei ein par anderen werden Erträge und Kosten sich etwa die Wage halten, während die übrigen mit Unter-Bilanzen zu kämpfen haben. Ohne für die Genauigkeit der folgenden Zahlen eine Gewähr zu übernehmen, bringen wir — nach verschiedenen Quellen — die folgende bezügliche Zusammenstellung: Günstige Abschlüsse haben erzielt: Die internationale Elektrizitätsausstellung in Paris, welche einen Ueberschuß von etwa 400 000 Frks. lieferte und die württembergische Landesgewerbeausstellung in Stuttgart; letztere soll einen Ueberschuß von 300 000 Mark geliefert haben. Die Reihe derjenigen Ausstellungen, bei welchen Kosten und Einnahmen sich ausgleichen oder doch das Defizit nur gering ist, bildeten die sächsische Industrieausstellung zu Breslau, die badische Kunst- und Industrieausstellung zu Karlsruhe, die baugeverbliche Ausstellung zu Braunschweig. Anzuzeigen ist dieser Reihe auch noch die allgemeine Jagdausstellung zu Cleve. Mit Unterbilanzen haben geschlossen: Die sächsisch-thüringische Ausstellung zu Halle (100 000 Mark Defizit) und die Allgem. Patent- und Musterdruck-Ausstellung zu Frankfurt a. M. (ca. 500 000 Mark Defizit). Wir reihen diesen Daten, die im Augenblicke erst bekannt werdenden genaueren Ergebnisse der internationalen Pariser Ausstellung von 1878 an: Man hatte für dieselbe ein Defizit von 10 000 000 Frks. in Anschlag gebracht; dasselbe hat sich indessen mehr als verdreifacht, indem die Ausgaben teils beträchtlich höher und die Einnahmen erheblich niedriger ausgefallen sind, als man geschätzt hatte. Es steht demnach der Summe der Ausgaben von 55 775 000 Frks. nur eine Gesamt-Einnahme von 24 350 000 Frks. gegenüber, so daß ein Defizit von nicht weniger als 31 425 000 Frks. heraus kommt. Interessant werden insbesondere die beiden Posten: Einnahme an Eintrittsgeldern 13 379 638 Frks. und Einnahmen aus den Verkauf der Vaulichleiten zc. 3 440 000 Frks., welche um 620 362 Frks. und bezw. 560 000 Frks. hinter den Voranschlägen zurück blieben.

Neuentdecktes Homer-Manuskript. Vor kurzem ging die Nachricht durch die Blätter, daß ein Gelehrter Herr Kolkos in Athen ein Homer-Manuskript entdeckt habe, welches über manches Dunkle und Zweifelhafte in Bezug auf den großen altgriechischen Dichter volles Licht verbreite und daher von unschätzbarem Werte sei. Die internationale Revue „Auf der Höhe“ publiziert nun einen Brief des Herrn Kolkos an Sachar Masoch, dem wir folgende interessante Stelle wörtlich entnehmen.

„Vor einiger Zeit hatte ich mich nach Athen begeben, um einige auf die Werte des Ptolemaeus bezügliche Notizen zu sammeln. In der Schatzkammer eines Klosters entdeckte ich eine ganz alte Papyrusrolle, auf welche die Verse Homers von Theophrastus dem Athener aus der Olympiade während der Dauer des Archontenamtes des Simonides geschrieben sind.

Deutlich kann man darin lesen, daß der göttliche Dichter in einer ganz anderen Stadt und keiner der sieben Städte, welche sich um die Ehre seiner Geburt streiten, geboren wurde; er wurde in Ithaka geboren und war ein Zeitgenosse Kyturgs, welcher auf seinen Reisen die Dichtungen Homers fand und nach dem eigentlichen Griechenland brachte.

Inhalt: Verflungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Iphigenie auf Tauris. Von Dr. Richard Ernst. (Schluß.) — Religiöses Leben und Treiben bei den Juden der Gegenwart. Von Maximilian Dittrich. (Fortsetzung statt Schluß.) — Eine neue Entlarvung spiritistischer Humbugs. — Von einem Zaunkönig. — Neue Funde in den Schweizer Pfahlbauten. — Deutsches Reichsgeld, echtes und falsches. — Alphornbläser. (Mit Illust.) — Palmwald auf den Samoaineln. (Mit Illust.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Muhamedanische Propheten der Gegenwart. — Finanzielle Ergebnisse der Ausstellungen von 1881. — Neuentdecktes Homer-Manuskript. — Ueber den Einfluß der gewerblichen Beschäftigung auf das Gehirn des Menschen. — Für Haus und Hof: Billige und gute Bettmatrizen. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.

Nach dem Papyrus hieß der Vater des Dichters Philomenos und seine Mutter Grysaïs. Man liest außerdem auch noch in dem Manuskript, daß Homer die Erzählung des Juges gegen die Trojaner in den Archiven der Insel Ithaka gefunden hatte, wie auch den des Kataloges, welchen er am Ende des Buches der Iliade erwähnt. Prinz Andronikus, der Sohn Manuels und Bruder des letzten Kaiser von Byzanz, Johann und Konstantin Paläologos, brachte es im Jahre 1428 nach Christi Geburt dorthin.

Auf der Rückseite des Papyrus sieht man viele alte und moderne Namensunterschriften, unter welchen man die des Andronikus deutlich erkennt.

Ueber den Einfluß der gewerblichen Beschäftigung auf das Gehirn des Menschen veröffentlicht englische Zeitungen eine interessante Statistik. Hiernach mußten im letzten Jahre von 5234 Ingenieuren 24 ins Irrenhaus gebracht werden, während von 5804 Malern und Bildhauern nur 16 einen solchen Schicksal versielen. Von etwa 32000 Architekten und Kontraktoren wurden nur 25 in solcher Weise betroffen, während von 20 694 Geistlichen 35 den Verstand verloren. Am günstigsten stellt sich das Verhältnis bei Schriftstellern und ähnlichen Gewerben. Von 139 143 mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigten Personen, wie Journalisten, Reportern, Uebersetzern u. dgl. wurden nur 12 irrsinnig. Einen bedeutenden Beitrag zur Zahl der Geisteskranken liefern die Maurer und Steinhauer, bei denen von 234 778 nicht weniger als 145 dem Wahnsinn versielen. Noch höher ist der Prozentsatz, den die Anstreicher, Weißer und Tapezirer zur erwähnten Kategorie liefern. Auf 106 824 kommen nämlich 132. Von 205 624 Zimmerleuten erlitten 174 Störung ihrer Gehirnfunktionen. Leider ist, wie es scheint, diese Statistik nicht auf Gewerbe mit Fabrikbetrieb ausgebeht. Von großem Interesse wäre es, zu erfahren, in welcher Weise das Lärmen und das monotone Einerlei der Fabrikarbeit auf das Gehirn einwirkt. Gewiß eine dankbare Aufgabe für einen Forscher! —

Für Haus und Hof.

Billige und gute Bettmatrizen. Eine der vorzüglichsten Füllungen für Matrizen, des Strohsacks, den in Ermangelung von Springsfedergerahmen der größte Teil der schlafenden Menschheit zu benützen gezwungen ist, ist der sogenannte Cornhusk, die Blätter des Mais, welche unmittelbar die Fruchtkolben einfüllen. In den Vereinigten Staaten wird dieses Cornhusk allgemein zu dem genannten Zwecke benutzt, und wenn in Deutschland der Anbau von Mais auch verhältnismäßig gering ist, so dürfte es manchem doch leicht sein, genanntes Material in genügendem Maße erhalten zu können, da es in der Landwirtschaft doch wohl nur als Streu zu benutzen ist. Das Cornhusk zeichnet sich dadurch vortheilhaft vor Stroh, Seegrass und dergleichen aus, daß es stets locker und trocken bleibt, nicht säubt, und sich nicht zerreibt. Vor dem Gebrauch ist dieses Maisstroh an der Luft zu trodnen und man tut gut, jedes Blatt vermittelst einer Gabel aufzuspalten, wodurch die Lockerheit der Matratze gesteigert und eine öftere Ausschüttelung nötig wird.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Berlin. D. D. Der Arzt, welcher Ihnen sagte, daß es mit Ihnen leider nichts auf sich hätte, befand sich jedenfalls im Recht. Medikamente, Bitterwasser und dergleichen lassen Sie ruhig beiseite. Fahren Sie fort, mäßig und Ihren Bedürfnissen gemäß zu leben.

Redaktions-Korrespondenz.

Leipzig. R. S. Geschichten wie die, welche Sie uns zur Ausnahme in die R. W. eingeleitet haben, sind gut gemeint, aber zeugen doch von einer gar zu jugendlichen Auffassung von Welt und Leben.

Breslau. R. G. Genügend als Adresse des betreffenden brasilianischen Korrespondenten u. Bl. ist: A. Schreiber, Curitiba, Provinz Parana, Brasilien.

Zwischen. Vlna B. Die Paragraphe der sächsischen Gesindeordnung, welche auf Ihren Fall in Anwendung kommen, sind folgende, § 74: Wenn ein Diensthote während des Dienstes erkrankt, so ist hinsichtlich der Verbindlichkeit zur Krankenpflege und zu Bestreitung der Kurkosten zu unterscheiden: 1. ob die Krankheit lediglich aus natürlichen Ursachen, oder 2. durch eigene grobe Verschuldung des Diensthoten, oder 3. durch grobe Verschuldung der Dienstherrschaft entstanden, oder 4. ob sie eine unmittelbare Folge der Dienstverrichtungen sei. Bleibt zweifelhaft, ob die Krankheit als eine Verschuldung des Diensthoten oder der Dienstherrschaft oder der Dienstverrichtungen anzusehen sei, so streitet die Vermutung dafür, daß die Krankheit durch eine natürliche Ursache entstanden sei. § 75. Im ersten Falle hat bis zu dem Zeitpunkte der wirklichen Aufhebung des Dienstvertrages (§ 89) die Herrschaft für die Kur und Pflege des Diensthoten zu sorgen, darf ihm auch solchenfalls die baar verwendeten Kosten, nicht aber die Bezahlung eines Stellvertreters auf das Lohn- und Kostgeld anrechnen. Letzteres findet auch nicht statt, wenn die Dienstherrschaft den Diensthoten zwar nicht ganz entlassen, sondern nur der Kur halber einweisen aus dem Hause entfernen will. Mit der Aufhebung des Dienstes hört dagegen der Anspruch auf weiteres Lohn- und Kostgeld auf. § 88. Krankheit, von welcher der Diensthote während des Dienstes befallen wird, ist auf beiden Seiten nur dann ein Grund, den Dienstvertrag aufzuheben, wenn selbige entweder an sich zum Dienste unfähig macht, oder länger als 14 Tage ohne Aussicht auf baldige Genesung dauert.

Inhalt: Verflungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Iphigenie auf Tauris. Von Dr. Richard Ernst. (Schluß.) — Religiöses Leben und Treiben bei den Juden der Gegenwart. Von Maximilian Dittrich. (Fortsetzung statt Schluß.) — Eine neue Entlarvung spiritistischer Humbugs. — Von einem Zaunkönig. — Neue Funde in den Schweizer Pfahlbauten. — Deutsches Reichsgeld, echtes und falsches. — Alphornbläser. (Mit Illust.) — Palmwald auf den Samoaineln. (Mit Illust.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Muhamedanische Propheten der Gegenwart. — Finanzielle Ergebnisse der Ausstellungen von 1881. — Neuentdecktes Homer-Manuskript. — Ueber den Einfluß der gewerblichen Beschäftigung auf das Gehirn des Menschen. — Für Haus und Hof: Billige und gute Bettmatrizen. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.